20. HEFT. 13. MAI. 1909.

Volkswirtschaft und Weltfrieden.

Von

Karl Jentsch.

I.

Der Soziologe Novicow hat vor 15 Jahren ein geistreiches Buch unter dem Titel: Les Gaspillages des Sociétés modernes herausgegeben. Darin schreibt er: Der Reichtum wächst mit der Intelligenz und nimmt ab mit zunehmender geistiger Sehschwäche. Bis auf den heutigen Tag läßt sich die Menschheit von drei fundamentalen Irrtümern beherrschen: sie verwechselt den Reichtum mit dem Golde, verwechselt ihn mit dem Eigentum und macht sich eine falsche Vorstellung vom Weltall. Der erste Irrtum erzeugt den Merkantilismus und Protektionismus, der zweite den Parasitismus, die Eroberungs- und Raubsucht, der dritte den Misoneismus. Die Menschen halten die Welt für unveränderlich, versäumen es, sie ihren Bedürfnissen anzupassen und verschulden dadurch eine entsetzliche Verschwendung von Zeit und Kraft, die als Geldverschwendung sichtbar wird. Allein schon die lächerliche Orthographie, gegen deren Vereinfachung die Scheu vor Neuerungen sich sträubt, kostet ein Heidengeld; durch Weglassung der überflüssigen Buchstaben könnten die französischen Zeitungsverleger nahezu zehn, die englischen 34 Mill. Francs im Jahre sparen. Die Gesamtheit solcher Vergeudungen berechnet Novicow für Europa auf mehr als 61 Milliarden jährlich. In seinem neuesten Buche, „Das Problem des Elends“ (Leipzig bei Theod. Thomas), ordnet er den Stoff (es ist zum Teil derselbe, wie in den Gaspillages, zum Teil anderer; die originellen Berechnungen des ersten Buches fehlen) in umgekehrter Reihenfolge. Er fängt mit dem Universum an und ver-

sucht, wie es seit einiger Zeit Mode ist, das Gesellschaftsleben auf biologische Gesetze zurückzuführen. Er sagt auch in diesem Buche viel Wahres, Schönes und Geistreiches, aber gerade die meisten seiner grundlegenden Gedanken sind Irrtümer. Auch wenn die Aehnlichkeiten der physischen und der organischen Vorgänge mit den geistigen und sozialen nicht bloße Analogien, sondern die geistigen Bildungen höhere Entwicklungsstufen der physischen Welt sein sollten, würde uns das für die Lösung sozialer Probleme gar nichts nützen. Wir mögen nach der alten Mode von Beherrschung der Natur durch den Menschen, oder nach der neuen von passiver Anpassung an das Milieu und aktiver Anpassung des Milieus sprechen, Regeln für unser politisches und ökonomisches Handeln lassen sich aus diesen Allgemeinheiten nicht ableiten. „Wenn die Differenzierung der Funktionen ein natürliches Geschehnis ist und wenn die vitale Vollkommenheit in direktem Verhältnis zu dieser Differenzierung steht, so kann man die Anhänger des Freihandels nicht damit bekämpfen, daß man ihnen vorhält, sie seien Manchestermänner.“ Das tut auch niemand, und ebenso wenig sind die Schutzzöllner so dumm, die Differenzierung der Gesellschaft und ihrer ökonomischen Tätigkeit zu leugnen. Daß diese Differenzierung ihr Analogon in der Differenzierung der Organismen hat, ist interessant, aber für die ökonomische Praxis ganz gleichgültig. Kein Mensch verlangt, daß ein jeder seine Stiefel, Hemden, Röcke, Wohnungen und Bücher selber anfertige. Für die Bedingungen aber, unter denen die Erzeugnisse der verschiedenen Produzenten ausgetauscht werden, läßt sich aus der unleugbaren Differenzierung in Natur und Gesellschaft nichts folgern. Wenn der Landwirt oder der Fabrikant Schutzzoll fordert, so tut er das nicht, weil er nicht Manchestermann geschimpft werden, sondern weil er an seiner Ware mehr verdienen will als bisher.

Daß der Reichtum weder im Golde noch in sonstigem Gelde besteht, hat Adam Smith, der von Biologie keine Ahnung hatte, weit besser klar gemacht als Novicow. Und wenn dieser meint, der Reichtum bestehe nicht sowohl in einer Summe von Dingen als in einer Summe von Anpassungen, in einem Zustande der Dinge, so sagt er auch damit nichts Neues. Ohne alle Biologie wissen wir längst, daß Bäume, die im Urwald faulen, keine Güter sind, daß für den Tauben Musikaufführungen, für den Blinden Gemälde nicht existieren, und daß der Zustand des Ackers, auf dem das Getreide wächst, viel wichtiger ist, als eine einmalige Weizenernte. Daß der Reichtum nur insofern Reichtum ist, als er menschliches Glück begründet oder vermehrt, wird ebenfalls wohl kaum vor irgend jemand geleugnet, aber mit seiner Definition von Glück fällt Novicow bis hinter die Weltweisen zurück, die vor zwei-, dreitausend Jahren gelebt haben. Es soll darin bestehen, in jedem Moment eine unbegrenzte Zahl von Wahrnehmungen zu haben. „Da der Reichtum in Wirklichkeit eine Genußmöglichkeit ist, und da das Glück des Individuums im direkten Verhältnis zu der Summe der Genüsse steht, die es in einer gegebenen Zeit haben kann, da andererseits der Genuß von der Anpassung der Umwelt herrührt, so sieht man, daß Anpassung, Reichtum, Genuß und Glück Synonyme sind.“ Es ist richtig, daß

für einen gebildeten und regen Geist der Zwang zum Aufenthalt auf einem entlegenen Dorf, wo es ihm an Abwechslung, Genußmitteln und angemessener Beschäftigung fehlt, sehr peinvoll sein kann. Aber der Aufenthalt in der Großstadt mit ihrem Reichtum an Genußmitteln und ihrem Gewirr von Eindrücken ist darum noch lange kein Glück, selbst für den Reichen nicht, der alles haben kann, was die Großstadt bietet. Sie erzeugt durch die stete Abwechslung das Bedürfnis solcher, so daß sich der an einen kleinen Ort versetzte Großstädter langweilt, aber die Befriedigung des Abwechslungsbedürfnisses — ich spreche damit nur einen Gemeinplatz aus — ist weder Genuß noch Glück. Der Großstädter verliert sogar mit seinem Hasten in einer hastenden Umgebung sehr oft die Fähigkeit zu genießen. In zwei Stunden zwanzig Museumssäle voll Bilder durchmustern, ist eine Strapaze, daheim sich behaglich in die Beschauung einiger guten Reproduktionen versenken, ist ein Genuß. Und nun die Leidenschaft! Was fragt ein vom Eros gepeinigter Jüngling nach allen Schätzen und Schauspielen der Erde; sie würden ihm höchstens dazu taugen, sie seiner Angebeteten zu Füßen zu legen. „So ein verliebter Tor verpufft auch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.“ Nicht eine Fülle von Dingen und Anpassungen, nur e i n e n Gegenstand, e i n e Anpassung begehrt er, die würde sein (illusionäres, sagen die Pessimisten) Glück sein. Genau so verhält sich der Habgierige, der Ehrgeizige, der Rachsüchtige. Novicow will positiv sein, in Wirklichkeit ist er ein Doktrinär, der statt wirklicher Menschen nur sein biologisches Schema im Sinn hat, in das sich jene nicht hineinpressen lassen. Abgesehen von der Leidenschaft ist der Durchschnittsmensch — die Heiligen, Helden und Genies, die besonderen Bedingungen unterliegen, lassen wir beiseite —, um so glücklicher, je vollständiger seine Wünsche erfüllt werden oder, modern biologisch zu sprechen, je vollkommener sein Milieu seinen Wünschen angepaßt ist. Diese vollkommene Anpassung aber läßt sich um so leichter erreichen, je weniger zahlreich und je bescheidener seine Wünsche sind. Darum findet man das meiste Glück bei armen (nicht gerade Not leidenden) und einfältigen Leuten von engem Gesichtskreise. Der kranke Märchenkönig soll durch das Hemd eines Glücklichen geheilt werden. Nach langem Suchen finden seine Diener einen Glücklichen, aber ach — der hat kein Hemd!

Weil jeder Zwang einen Zeitverlust, also Verzögerung der Anpassung bedeute, ist nach Novicow das laissez faire die unverbrüchliche goldene Regel der Oekonomie. Indes, die Peitsche pflegt den Gang des Pferdes nicht zu verlangsamen. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß ihr zu häufiger und zu starker Gebrauch die Summe von Beschleunigungen, die man aus einem Pferde herausholen kann, vermindert, und daß ein geschickter Kutscher sogar ohne Peitsche das Meiste herausholt; auf Maß und Art des Zwanges kommt es eben an; aber ohne allen Zwang geht es gewöhnlich nicht, weder beim Pferde noch beim Menschen. Novicow will es nicht glauben, daß am Anfang die Sklaverei notwendig gewesen sei; ich jedoch vermag mir, gleich den meisten Soziologen und Nationalökonomen, keine Vorstellung davon zu machen,

wie ohne Sklaverei höhere und feinere Kultur hätte entstehen können, und was ich bestimmt weiß, ist dieses, daß auch heute noch unsere Kultur und unser Wirtschaftsleben auf verhüllter Sklaverei beruhen. Die schimpflichste Form der Abhängigkeit, die brutalste Form der Menschenbeherrschung hat der technische Fortschritt beseitigt, indem er sie ökonomisch unvorteilhaft machte, aber mit der Form ist keineswegs die Sache geschwunden. Spielen wir einmal das phantasierende Kind und stellen uns vor, ein Zauberer habe alle Wertpapiere der Welt in unseren Besitz gebracht und jeden Deutschen zum Rentner gemacht. Wie viele von uns würden sich, bloß zum Vergnügen oder des Gemeinwohls wegen, zum Dienste des Ackerknechts, des Tagelöhners, des Kohlengräbers, des Heizers im Dampfschiff, des Hausknechts, des Maschinenspinners, des Kloakenfegers melden? Die deutschen Bodenschätze würden, zum Nachteil der Weltwirtschaft, ungehoben bleiben, und die schlechthin unentbehrlichen Dienste würden wir von gemieteten Ausländern verrichten lassen. Wenn ich nicht wäre, fragt Penia, die Armut, in des Aristophanes Plutus, „Wer schusterte, schaffte euch Ziegel und Lehm, wer walkte und gerbte die Felle?“ Statt des Sklavenaufsehers peitschen heute der Hunger, die drohende Schande des Gefängnisses und der Verlumpung, die Konkurrenz. Es ist vollkommen richtig, daß es eine Menge überflüssigen und schädlichen Zwanges gibt; über die Zollplackereien z. B. und den enormen Zeitverlust, den sie verursachen, ohne das Mindeste zu nützen, ließen sich die lustigsten Satiren schreiben. Aber es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß Deutschland und Nordamerika ihre heutige blühende Industrie nicht hätten, wenn sie sich nicht durch Zölle vor der Ueberflutung mit wohlfeilen englischen Waren geschützt hätten. Freiheit oder Knechtschaft und Zwang?, so fragt der für seinen Tell und Posa begeisterte Sekundaner. Für den praktischen Politiker lautet die Frage von jeher und wird sie immer lauten: welche Freiheiten und welche Arten und Grade von Zwang und Beschränkungen fordert der gegenwärtige Zustand in diesem bestimmten Lande?

Daß nur die Arbeit Güter schafft, Raub und Krieg Güter zerstören und die Produktion hemmen, weiß jedermann. Trotzdem steht es fest, daß Raub und Krieg mitunter Hebel des Produktionsfortschritts gewesen sind. Der Motor, der den heutigen großartigen Produktionsprozeß in Gang gebracht hat, ist das englische Kapital. Durch welche Kette blutiger Gewalttaten, Räubereien und anderer Scheußlichkeiten dieses Kapital aufgehäuft worden ist, hat Karl Marx im ganzen richtig beschrieben. Die Produktion im Gange zu erhalten, sind solche Gewalttaten heute nicht mehr erforderlich; zudem sind sie gar nicht mehr möglich. Die letzte bestand in den Fabrikkindergreueln. Durch Kinderschutzgesetze, meint Novicow, werde der Grundsatz des laissez faire nicht durchbrochen; dagegen sieht er in der Zwangsversicherung der Arbeiter und in deren Lohnkämpfen einen Raub an den Unternehmern. Es ist doch wahrhaftig nicht ein unverbrüchliches Naturgesetz, sondern reine Willkür, persönlicher Geschmack, was solche Grenzlinien zwischen berechtigten und unberechtigten Freiheitsbeschränkungen zieht.

In vielem stimme ich Novicow bei, und zwei seiner wahren Bemerkungen verdienen hervorgehoben zu werden, weil sie brennende Fragen der Gegenwart betreffen. Wenn der Erde, sagt er, noch nicht so viel Früchte abgewonnen werden, daß sich alle Menschen sättigen können, so ist daran zu einem großen Teile die ungleichmäßige Verteilung der Bevölkerung schuld. Sehr richtig! Nur sollte er beachten, daß an dieser ungleichmäßigen Verteilung eine Art von Freiheit, die Freizügigkeit, in nicht geringem Grade schuld ist. Denn sie hat den Zug zur Stadt und in die Industriebezirke entfesselt, der die Dörfer entvölkert. Alles strömt in die schon übervölkerten Orte und Gegenden, als Bauernknecht mag niemand mehr arbeiten, und als Pionier den Urwald zu roden, hat schon lange Keiner mehr Lust.

Wie Sumurrud sich an dem Kadi rächte, der ihr Haus beleidigt hatte*).

Deutsch von Felix Paul Greve.

. . . . Sumurrud schien ein großes Verlangen nach Rache zu haben. Sie nahm einfache, aber saubere Kleider, und nachdem sie sich das Gesicht mit einem sehr dichten Schleier bedeckt hatte, bat sie mich um die Erlaubnis zu einem Ausgang, die ich ihr gewährte. Sie verließ allein das Haus, begab sich in den Palast des Kadis und stellte sich in einen Winkel des Saals, wo der Richter so den Moslems wie den Ungläubigen Audienz erteilte.

Er hatte sie kaum bemerkt, so schickte er auch schon, da ihm ihre majestätische Haltung auffiel, einen Boten, um sie zu fragen, wer sie wäre und was sie wünschte. Sie erwiderte, sie sei die Tochter eines Handwerkers der Stadt und wünsche den Kadi in einer heimlichen Angelegenheit zu sprechen. Als der Bote dem Kadi diese Antwort gebracht hatte, winkte der Richter, der die Schönen liebte, Sumurrud, sich zu nähern und in eine Kammer zu treten, die neben dem Gerichtssaal lag. Sie gehorchte unter einer tiefen Neigung des Kopfes; setzte sich auf ein Lager und hob ihren Schleier. Der Kadi folgte ihr, setzte sich neben sie und staunte ob ihrer Schönheit: „O meine Tochter," fragte er sie, „was gibt es, worin ich dir dienen könnte?" „O mein Herr," erwiderte sie, „der du die Macht hast, zur Beobachtung der Gesetze zu zwingen und der du Recht sprichst zwischen den Armen wie den Reichen, ich bitte dich, lausche meiner Klage aufmerksam und geneigten Ohres; habe Mitleid mit der traurigen Lage, in der ich mich befinde." „Setze mir dein Anliegen auseinander," erwiderte der Kadi,

*) Entnommen der Sammlung „1001 Tage", die demnächst im Insel-Verlag, Leipzig erscheint.

schon ganz gerührt; „ich schwöre auf mein Haupt und auf meine Augen, daß ich für dich das Mögliche und das Unmögliche tun will.“

Da nahm Sumurrud ihren Schleier vollends ab, und indem sie dem Richter die schönen moschusfarbenen Haare zeigte, die ihr in Locken über die Schultern fielen, sprach sie zu ihm: „Sieh, o mein Herr, ob dieses Haar scheußlich ist; prüfe, ich bitte dich, mein Angesicht, und sage mir ohne Schmeichelei, was du davon hältst.“ Der Kadi blieb bei diesen Worten, die ihm so schönes Spiel gewährten, nicht stumm, sondern rief: „Beim Opfer auf dem Berge Arafat, ich finde kein Fehl an dir; deine Stirn gleicht einem silbernen Mond, deine Augenbrauen sind wie zwei Bogen, deine Wangen wie Rosen, deine Augen wie zwei Edelsteine, die einen blendenden Glanz ausstrahlen, und deinen Mund könnte man für eine Dose aus Rubinen halten, darin ein Perlenarmband liegt.“

Die Tochter Muaffaks aber begnügte sich damit noch nicht; sie erhob sich von dem Diwan und tat ein paar Schritte durch die Kammer, indem sie sich wiegte und lockend bog. „Sieh meinen Wuchs, o mein Herr,“ sagte sie, „betrachte ihn dir genau; findest du Unregelmäßigkeiten darin? Bin ich nicht schlank und leicht gebaut? Habe ich gezwungene Bewegungen und eine linkische Geste? Was ist abstoßend an meinem Schritt?“ „Ich bin entzückt von deiner ganzen Gestalt,“ versetzte der Richter, „ich habe nie ein so schönes Wesen gesehn.“ „Und was hältst du von meinen Armen?“ fuhr sie fort, indem sie sie entblößte, „sind sie nicht weiß und rund genug?“ „O du Grausame,“ unterbrach sie der Richter im Uebermaß der Liebe, „du tötest mich! Wenn du mir noch mehr zu sagen hast, so sprich schnell, denn mir entflieht die Vernunft, und ich kann deinen Anblick nicht ertragen.“

„Du mußt also wissen, o mein Herr,“ fuhr Sumurrud fort, „daß ich trotz der Reize, die mir der Himmel verliehen hat, im Dunkel eines Hauses lebe, das nicht nur den Männern, sondern selbst den Frauen verwehrt ist, die mir durch ihre Reden einigen Trost gewähren könnten. Nicht, als hätte sich nicht oft ein Freier für mich eingestellt; ich wäre seit langem vermählt, wenn nicht mein Vater die Grausamkeit besessen hätte, mich all denen abzuschlagen, die mich zum Weibe begehrten. Er sagt dem einen, ich sei dürrer als Holz, dem andern, ich sei aufgedunsen; diesem, ich hinke und sei ein Krüppel, jenem, ich habe den Verstand verloren, ich habe ein Krebsgeschwür auf dem Rücken, ich sei wassersüchtig oder mit Krätze bedeckt. Kurz, er gibt mich aus als ein Wesen, das der Gesellschaft der Männer unwert sei, und er hat mich so in Verruf gebracht, daß ich zur Schmach der Menschheit geworden bin; niemand sucht mich mehr auf, und ich bin zur ewigen Ehelosigkeit verdammt.“ Als sie diese Worte gesprochen hatte, stellte sie sich weinend und spielte ihre Rolle mit so viel Kunst, daß der Richter sich täuschen ließ. „O barbarischer Vater,“ rief er aus, „kannst du eine so liebliche Tochter mit solcher Härte behandeln? Willst du, daß ein so schöner Baum fruchtlos bleibe? Welches ist denn,“ fuhr er fort, „die Absicht deines Vaters? Sprich, o mein Engel, weshalb will er dich nicht vermählen?“ „Das weiß ich nicht, o mein Herr,“

erwiderte Sumurrud, indem sie ihrer falschen Tränen noch mehr vergoß; „ich weiß nicht, welches seine Absicht ist; aber ich will dir gestehen, daß es mit meiner Geduld zu Ende ist; ich kann in meiner Not nicht weiterleben. Ich habe ein Mittel gefunden, das Haus meines Vaters zu verlassen; ich bin entschlüpft, um mich dir in die Arme zu werfen und dich um Hilfe anzuflehn. Habe also die Güte, o mein Herr, und greife mit deiner Macht ein, um mir mein Recht zu verschaffen, oder ich bürge nicht mehr für mein Leben; ich werde mich selber mit meinem eigenen Dolche treffen, und ich werde mich töten, um meinen Leiden ein Ende zu machen.“ Durch diese letzten Worte verdrehte Sumurrud dem Kadi vollends den Kopf. „Nein, nein,“ sprach er, „du sollst nicht sterben, und du sollst auch nicht deine ganze Jugend in Tränen und Seufzern verbringen. Es soll nur an dir liegen, aus dem Dunkel, das deine Vollkommenheiten verbirgt, hervorzugehn und noch heute das Weib des Kadis von Bagdad zu werden. Ja, du vollkommenes Abbild der Huris, ich bin bereit, mich dir zu vermählen, wenn du einwilligen willst.“ „O mein Herr,“ entgegnete sie, „und wärest du auch nicht einer der angesehensten Großen dieser Stadt, so wäre es mir dennnoch nicht zuwider, dir meine Hand zu reichen, denn du scheinst mir ein gar liebenswerter Mann zu sein; aber ich fürchte, du werdest meines Vaters Einwilligung nicht zu erlangen vermögen, wieviel Ehre ihm auch aus der Verbindung mit dir erwachse.“

„Darüber mache dir keine Sorge,“ versetzte der Richter, „ich verbürge mich für den Ausgang. Sage mir nur, in welcher Straße dein Vater wohnt, wie er sich nennt und welches sein Beruf ist.“ „Er heißt Usta Omar,“ gab Sumurrud zur Antwort, „er ist Färber, und er wohnt auf dem östlichen Tigrisufer; am Eingang seines Ladens steht eine mit Datteln beladene Palme.“ „Das genügt,“ sprach der Kadi, „du kannst jetzt auf der Stelle nach Hause kehren, und du sollst bald von mir hören, auf mein Wort.“

Da verschleierte die Dame, nachdem sie dem Richter noch einen liebreichen Blick zugeworfen hatte, das Gesicht, verließ die Kammer und kehrte zu mir zurück. Sie erstattete mir von ihrer Unterhaltung mit ihm getreulich Bericht, und kaum vermochte sie an sich zu halten, so sehr war sie vor Freuden außer sich. „Wir werden Rache finden,“ sagte sie; „unser Feind, der da meint, wir würden dem Volk zum Gelächter dienen, wird selber seine Zielscheibe sein.“ Wirklich hatte der Richter Sumurrud kaum aus den Augen verloren, als er auch schon einen Boten zu Usta Omar schickte, der sich in seinem Hause befand. „Komm und sprich mit dem Kadi,“ sagte der Bote, „er will mit dir reden, und er hat mir Befehl erteilt, dich ihm vorzuführen.“ Der Färber erblich bei diesen Worten; er glaubte, irgend jemand sei zum Richter gegangen, um sich bei ihm über ihn zu beklagen, und deshalb suche man ihn auf; er folgte also dem Boten in großer Sorge.

Kaum nun stand er vor dem Kadi, so ließ ihn der Richter in dieselbe Kammer treten, in der er mit Sumurrud gesprochen hatte; und er hieß ihn sich auf dasselbe Lager setzen. Der Handwerker war so verwirrt ob der Ehre, die man ihm erwies, daß er mehrmals die

Farbe wechselte. „O Meister Omar," sprach der Kadi zu ihm, „ich freue mich, dich zu erblicken, denn ich habe seit langem Vorteilhaftes von dir gehört. Man sagt, du seiest ein Mann von guten Sitten, du verrichtest täglich der Regel gemäß deine fünf Gebete, und du ermangelst niemals, der Freitagsandacht in der großen Moschee beizuwohnen; ich weiß außerdem, daß du kein Schweinefleisch issest, daß du keinen Wein trinkst noch auch Dattelbranntwein, und schließlich, daß, während du arbeitest, einer deiner Gehilfen den Koran liest." „Das ist wahr, o mein Herr," erwiderte der Färber, „ich kenne sogar mehr als viertausend Sprüche Mohammeds auswendig, und ich rüste mich, bald die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen." „Ich versichere dir," sprach der Richter, „daß all das mir viel Freude macht, denn ich liebe alle guten Moslems. Man hat mir auch gesagt, daß du hinter dem Vorhang der Keuschheit eine mannbare Tochter besitzest. Ist das wahr?" „O großer Richter", entgegnete Usta Omar, „dessen Palast den Unglücklichen, die von den Stürmen der Welt geschüttelt werden, als Hafen und Zuflucht dient, man hat dir die Wahrheit gesagt. Ich habe eine Tochter, die alt genug ist, um sich zu vermählen, denn sie ist mehr als dreißig Jahre alt; aber das arme Geschöpf ist nicht geeignet, mit einem Manne zu leben; sie ist häßlich, oder vielmehr grauenhaft anzuschauen; sie ist ein Krüppel, sie hat die Krätze und ist blöd; mit einem Wort, sie ist ein Ungeheuer, das ich gar nicht genug verbergen kann." „Schön," sagte der Richter, „das hatte ich erwartet, o Meister Omar; ich war fest davon überzeugt, daß du mir deine Tochter so loben würdest. Aber erfahre, o mein Freund, daß diese Krätzige, diese Blöde, dieser Krüppel, dieses grauenhafte Ungeheuer mit all seinen Fehlern von einem Manne bis zum Wahnsinn geliebt wird, der sie zum Weibe zu haben begehrt, und daß dieser Mann ich selber bin."

Bei diesen Worten sah der Färber dem Richter ins Angesicht und sprach: „Wenn unser Herr und Kadi scherzen will, so ist er der Gebieter; er kann sich über meine Tochter lustig machen, soviel es ihm beliebt." „Nein, nein," erwiderte der Kadi, „ich scherze nicht; ich bin in deine Tochter verliebt und bitte dich um sie." Der Färber brach ob dieser Worte in Lachen aus und rief: „Beim Propheten, irgendeiner will dich zum besten haben; denn ich warne dich, o mein Herr, meine Tochter ist lahm und hinkend und wassersüchtig . . ." „Ganz recht," unterbrach ihn der Richter, „an dieser Schilderung erkenne ich sie; ich liebe derlei Mädchen, das ist nun einmal mein Geschmack." „Nochmals," fuhr der Färber fort, „sie paßt nicht für dich; sie heißt Kaifakattadahri*) und ich beteure, mit Recht." „O, das ist zu viel," sprach der Kadi schroff und herrisch. „Ich bin all dieses Geredes müde, Meister Omar, ich will, daß du mir diese Kaifakattadahri gebest, wie sie ist, und nun erwidere mir nichts mehr."

Als nun der Färber ihn entschlossen sah, sich seiner Tochter zu vermählen, sprach er, mehr als je überzeugt, daß irgend jemand ihn,

*) Das Ungeheuer der Zeit.

um sich ein Vergnügen zu bereiten, mit Hilfe eines falschen Bildnisses verliebt gemacht hatte, bei sich selber: „Ich muß eine hohe Morgengabe von ihm verlangen: diese Summe wird ihn vielleicht von meiner Tochter abbringen, und dann redet er mir nicht mehr von ihr. O mein Herr," fuhr er laut fort, „ich bin bereit, dir zu gehorsamen, aber ich werde dir Kaifakattadahri nicht übergeben, es sei denn, du habest mir zuvor eine Morgengabe von tausend Golddinaren gezahlt." „Die Summe ist ein wenig hoch," sagte der Kadi, „doch werde ich sie dir aushändigen." Zugleich ließ er sich einen großen Sack voller Golddinare bringen; man zählte tausend ab, wog sie und gab sie dem Färber, den Ehevertrag zu schreiben; aber als es sich darum handelte, ihn zu unterschreiben, beteuerte der Handwerksmann, daß er ihn nur in Gegenwart von hundert Rechtsgelehrten unterschreiben werde. „Du bist recht mißtrauisch," sagte der Kadi; „einerlei; ich will dir den Willen tun, denn ich wünsche nicht, daß deine Tochter mir entgehe." Er schickte auf der Stelle zu vielen Rechtsgelehrten, Olema, Gesetzeskundigen, Dienern der Moscheen und der Gerechtigkeit, und es kamen ihrer mehr als der Färber verlangt hatte.

Als nun all die Zeugen bei dem Richter versammelt waren, ergriff Usta Omar das Wort: „O mein Herr und Kadi," sprach er, „ich gebe dir meine Tochter zur rechtmäßigen Gattin, da du es durchaus willst, daß ich sie dir nicht abschlage; aber all diese Herren sind meine Zeugen: es geschieht nur unter der Bedingung, daß du ihr, wenn sie dir mißfällt, sobald du sie gesehn hast, und wenn du dich von ihr scheiden möchtest, noch einmal tausend Golddinare gebest, gleich denen, die ich schon von dir erhalten habe." „Ich schwöre es dir," sprach der Kadi, „und ich rufe die ganze Versammlung zu Zeugen auf; bist du zufrieden?" Der Färber bejahte und ging davon, indem er sagte, er werde ihm die Braut zuschicken.

Nach Omars Aufbruch ging die ganze Versammlung auseinander, und der Kadi blieb allein. Er war seit zwei Jahren der Tochter eines Kaufherrn in Bagdad vermählt, mit der er bisher in gutem Einvernehmen gestanden hatte. Als nun diese Frau erfuhr, daß ihr Gatte an eine zweite Ehe dachte, ergrimmte sie wider ihn. „Wie," sprach sie zu ihm, „zwei Köpfe unter einer Mütze? Zwei Hände in einem Handschuh? Zwei Schwerter in einer Scheide? Zwei Weiber in einem Hause? O du Flatterhafter! Da dir die Liebkosungen eines treuen und noch jungen Weibes nicht genügen, um deiner Treulosigkeit einen Halt zu verleihen, so bin ich bereit, meiner Nebenbuhlerin das Feld zu räumen und mich zu meinen Eltern zurückzuziehen; du brauchst dich nur von mir zu scheiden und mir meine Mitgift auszuzahlen, so sollst du mich nie wiedersehn." „Du machst mir eine Freude, indem du mir zuvorkommst," erwiderte der Richter, „denn es wurde mir schwer, dir meine neue Hochzeit anzukündigen." Und alsbald zog er aus einer Truhe einen Beutel hervor, darin sich fünfhundert Golddinare befanden; den reichte er ihr und sprach: „O Weib, hier hast du deine Morgengabe; geh, nimm deinen Brautschatz, ich scheide mich von dir, einmal, zweimal, dreimal, ich scheide mich von dir! Und da-

mit deine Eltern nicht daran zweifeln können, daß ich mich von dir geschieden habe, so will ich dir diese Worte mitgeben, die von mir und meinem Naib unterschrieben werden, wie das Gesetz es will.“ Er tat es, und sein Weib zog sich mit ihrer Schrift und ihrem Gelde zu ihrem Vater zurück.

Kaum hatte sie das Haus verlassen, so ließ er für den Empfang seiner neuen Gattin ein getrenntes Gemach prunkvoll herrichten. Man trug seidene Teppiche und Vorhänge und Lager aus Goldbrokat und Silberbrokat hinein: und allerlei Pfannen voll herrlicher Wohlgerüche durchdufteten das ganze Hochzeitsgemach. All das war bereit, und ungeduldig harrte der Kadi Kaifakattadahris, die immer noch nicht kam; da rief er seinen getreuen Eunuchenaga und sprach zu ihm: „Das liebliche Ziel meiner Wünsche sollte, so scheint mir, schon hier sein: was mag sie solange bei ihrem Vater zurückhalten? Wie lang mir die Augenblicke erscheinen, die mein Glück verzögern!“

Der Kadi wollte eben in seiner Ungeduld auf das Wiedersehen mit seinem jungen Weibe den Aga zu Usta Omar entsenden, als sein Träger mit einer Kiste aus Fichtenholz eintraf, die bedeckt war mit einem Tuch aus grünem Taft. „Was bringst du mir da? o mein Freund?“ fragte ihn der Richter. „O mein Herr,“ erwiderte der Lastträger, indem er die Kiste auf den Boden setzte, „das ist die Braut; du brauchst nur das Tuch abzuheben, so wirst du sehn, wie sie gewachsen ist.“ Der Kadi hob das Tuch ab und bemerkte ein Mädchen von dreieinhalb Schuhen Höhe; sie hatte ein lang gezogenes, krätziges Gesicht, in den Kopf versenkte Augen, die röter waren als Feuer, und keinerlei Nase; nur sah man über dem Mund, der wie ein Krokodilmaul geformt war, zwei große Nasenlöcher, die sehr ekelhaft waren. Er konnte dieses Wesen nicht ohne Grauen betrachten und deckte das Tuch auf der Stelle wieder darüber, indem er zu dem Träger sprach: „Was soll ich mit diesem scheußlichen Vieh?“ „O mein Herr,“ entgegnete der Träger, „das ist die Tochter Meister Omars, des Färbers, der mir sagte, du hättest dich ihr aus Liebe vermählt.“ „Allmächtiger,“ rief der Kadi, „kann man sich einem solchen Ungeheuer vermählen?

In diesem Augenblick traf der Färber ein, der die Ueberraschung des Richters vorausgeahnt hatte. „Elender,“ schrie der Kadi ihn an, „wofür hältst du mich? Du mußt recht schamlos sein, um mir solche Streiche zu spielen; du wagst mich so zu behandeln, mich, der ich mich leicht an meinen Feinden rächen kann? Mich, der ich, wenn es mir gefällt, deinesgleichen in Eisen lege? Fürchte meinen Zorn, o du Elender! Statt dieses greulichen Wesens, das du mir geschickt hast, gib mir deine andere Tochter, deren Schönheit nichts gleich kommt, oder du sollst bald erfahren, was ein erzürnter Kadi vermag!“ „O mein Herr,“ sprach Omar, „höre auf, mich zu bedrohen, ich flehe dich an, und zürne mir nicht mehr; ich schwöre dir bei dem Schöpfer des Lichts, daß ich keine andere Tochter habe als diese. Ich habe dir tausendmal gesagt, daß sie nicht zu dir paßt: du hast mir nicht glauben wollen; an wen willst du dich halten?“ Der Kadi ging bei

diesen Worten in sich und sprach zu dem Färber: „O Meister Omar, es war heute morgen ein Mädchen von vollkommener Schönheit hier, die nannte dich ihren Vater und sagte, du gäbest sie für ein Ungeheuer aus, damit niemand sie zum Weibe begehrte.“ „O mein Herr,“ erwiderte der Handwerksmann, „dieses schöne Mädchen ist sicherlich eine Schelmin, und du mußt irgendeinen Feind besitzen.“

Da senkte der Kadi den Kopf auf den Magen und blieb eine Weile in Gedanken versunken. Dann ergriff er das Wort und sprach: „Es ist ein Unglück, das mir widerfahren sollte; laß uns nicht mehr davon reden. Ich bitte dich, laß deine Tochter wieder in dein Haus schaffen, behalte die tausend Golddinare, die ich dir gegeben habe, aber verlange nicht mehr, wenn du willst, daß wir Freunde bleiben.

Obwohl nun der Richter vor den Rechtsgelehrten geschworen hatte, daß er noch einmal tausend Dinare zahlen würde, wenn ihm Omars Tochter nicht gefiele, so wagte doch der Handwerksmann nicht, ihn zu zwingen, daß er sein Wort einlöste, denn er fürchtete, sich mit ihm zu zanken, da er ihn als einen rachsüchtigen Menschen kannte, der leicht Gelegenheit fand, seinen Feinden zu schaden. Er wollte sich lieber mit dem begnügen, was er bereits erhalten hatte, und sprach: „O mein Herr, ich will dir gehorchen und dich von meiner Tochter befreien; aber ich bitte dich, du mußt dich zuvor von ihr scheiden.“ „Wahrlich,“ rief der Kadi, „das denke ich nicht zu vergessen, und ich versichere dir, es soll bald geschehen sein.“ Er schickte auf der Stelle zu seinem Naib, und die Scheidung fand in aller Form Rechtens statt. Dann nahm Meister Omar Abschied von dem Kadi und ließ die scheußliche Kaifakattadahri durch den Träger in sein Haus zurückschaffen.

Der ewige Zecher.

Von

Camill Hoffmann.

Der Sterne diamantner Glanz
ist in mein dunkles Glas gestürzt,
nun ist mein Wein mit Ewigkeit gewürzt,
und singend tanzt mein Herz leichtesten Tanz.

Melancholie, so süß wie Honig quillt,
durchduftet Wein und Blut mir wunderhold.
Und spiegelnd malt sich in dem Kreis von Gold
das Bild der Welt, umfunkelt, rein und mild.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Hotchkiß: Ich möchte furchtbar gerne hören, Fräulein Bridgenorth, was Sie dem armen Cecil zu sagen haben.

Reginald (empört): Na!

Edith: Wer ist der arme Cecil, bitte?

Hotchkiß: Einen Mann an seinem Hochzeitsmorgen nennt man halt immer so; ich weiß nicht warum. Ich bin sein bester Freund wissen Sie. Glauben Sie nicht, daß mir das ein gewisses Recht gibt, in Cecils Interesse dabei zu sein?

Der General (gewichtig): Es gibt so etwas wie Takt, Herr Hotchkiß.

Hotchkiß: Es gibt so etwas, wie Neugierde, Herr General.

Der General (wild): Rücksichten werden hier nicht genommen, Alfred. Du nimmst am besten Sykes mit ins Arbeitszimmer, Edith.

Die Gruppe beim Arbeitszimmer löst sich auf. Der General wirft sich in den letzten Stuhl an der Längsseite des Tisches in der Nähe der Gartentür. Leo sitzt am Ende, ihm zunächst und Frau Bridgenorth neben Leo; und der Bischof geht zu seiner Frau und bleibt bei ihr stehen.

Hotchkiß (zu Edith): Selbstverständlich geh ich, wenn Sie es wünschen. Aber Cecils Protest, die Geschichte durchzumachen, wurde so ganz öffentlich begründet —

Edith (mit rasch auftauchendem Verdacht): Sein Protest!

Sykes: St. John: das zu sagen haben Sie kein Recht. Ich sagte ausdrücklich, daß ich es durchzumachen bereit sei.

Edith: Soll das heißen, Cecil: daß du gegen unsere Heirat Bedenken erhoben hast?

Sykes: Ich erhebe keine Bedenken. Aber ich bitte dich: sei vorsichtig mit deinem Sprechen über die Leute. Du mußt bedenken, daß wenn wir verheiratet sind, ich für alles was du sagst, verantwortlich bin. Letzte Woche hast du erst in einer öffentlichen Rede gesagt, Slattox und Chinnery seien Schurken. Der eine wie der andere hätte tausend Pfund Entschädigung von mir verlangen können, wenn wir zu der Zeit verheiratet gewesen wären.

Edith (streng): Ich habe niemals irgend etwas ähnliches gesagt. Ich lasse mich nie zu bloßer Beschimpfung herab: was würden meine Mädchen von mir denken, wenn ich das täte? Ich wähle meine Worte äußerst sorgfältig. Ich sagte, sie wären Tyrannen, Lügner und Diebe; und das sind sie. Slattox ist sogar noch Schlimmeres.

Hotchkiß: Ich fürchte das würden wenigstens fünftausend Pfund sein.

Sykes: Wenn es sich nur um mich handelte, würde es mir nichts ausmachen. Aber meine Mutter und meine Schwestern. Ich habe kein Recht, sie zu opfern.

Edith: Du brauchst keine Angst zu haben. Ich heirate nicht.

Alle Uebrigen: Nicht!

Sykes (in Bestürzung): Edith! Du gibst mir den Laufpaß?

Edith: Wie kann ich das? Du bist mir zuvorgekommen.

Sykes: Bei meiner Ehre, nein. Ich sagte doch nur, daß ich das Gesetz nicht kannte, als ich dich bat, meine Frau zu werden, das war alles.

Edith: Und du hättest also nicht um mich angehalten, wenn du es gekannt hättest. Stimmt das?

Sykes: Nein. Ich würde dich nur gebeten haben, mir zuliebe ein wenig vorsichtiger zu sein — und mich nicht zwecklos zugrunde zu richten.

Edith: Die Wahrheit ist nach deiner Ansicht zwecklos?

Hotchkiß: Viel schlimmer noch als zwecklos, ich versichere Sie. Meistens höchst schädlich.

Edith: Schweigen Sie St. John. Sie sind eine Klatschbase und ein Narr!

Frau Bridgenorth, Der Bischof, } abgestoßen: { Edith! Liebes Kind!

Hotchkiß (milde): Ich werde kein gesetzliches Verfahren einleiten, Cecil.

Edith (zu Hotchkiß): Tut mir leid; aber Sie sind alt genug, das besser zu wissen. (Zu den anderen.) Und da jetzt keine Hochzeit ist, täten wir besser an unsere Arbeit zurückzukehren. Mama! Willst du Collins sagen, daß er den Hochzeitskuchen für die Klubmädchen in 33 Stücke teilen soll? Daß ich mich nicht verheirate, ist kein Grund, sie zu enttäuschen. (Sie wendet sich zum Gehen.)

Hotchkiß (galant): Wenn Sie mir gestatten würden, Cecils Platz einzunehmen, Fräulein Bridgenorth —

Leo: Sinjon!

Hotchkiß: Oh, das hab' ich vergessen. Verzeihen Sie. (Zu Edith, sich entschuldigend.) Eine ältere Verpflichtung.

Edith: Was! Sie und Leo! Das habe ich mir gedacht. Wäre es dann nicht besser, ihr heiratet auf dem Fleck? Ich bin keine Freundin von langen Verlobungen. Das Frühstück ist fertig: der Kuchen ist

fertig: alles ist fertig. Ich leih' Leo meinen Schleier und meine Sachen.

Der Bischof: Ich fürchte, Sie müssen warten, bis die Scheidung in Kraft getreten ist, liebes Kind. Und die Heiratsbewilligung ist nicht übertragbar.

Edith: Na, dann läßt es sich nicht ändern. Gibt es sonst noch etwas, ehe ich in den Klub gehe?

Sykes: Dir scheint die Sache nicht viel auszumachen, Edith — das muß ich doch sagen.

Edith: Und du siehst doch auch ungemein erleichtert aus, Cecil. Wir werden deshalb nicht im mindesten schlechtere Freunde sein, nicht wahr?

Sykes (verwirrt): Natürlich nicht. Aber ich bin vollkommen bereit — wenigstens — wenn's nicht meiner Mutter wegen wär' — Oh, ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich hab dich so gern gehabt; und wenn die Unannehmlichkeiten der Hochzeit einmal vorüber wären, hätte ich dich wieder so gern gehabt —

Edith (zärtlich): Beruhige dich Cecil, mach' keine Szene, Lieber. Du hast ja ganz recht. Ich glaube eine Frau, die öffentliche Pflichten hat, soll sich nicht verheiraten, außer wenn ihr Gatte ebenso wie sie darüber empfindet. Ich mach dir gar keinen Vorwurf, daß du mir den Laufpaß gibst.

Reginald (von der Kiste herabspringend und hinter dem General vorbei an das andere Ende des Tisches gehend) Hört mal: das laß ich mir nicht gefallen. Warum soll denn der Mann immer ins Unrecht gestezt werden ? Sei ehrlich, Edith. Warum warst du nicht angekleidet? Wolltest du ihn wirklich nicht nehmen? Wenn ja, dann nimm den gebührenden Teil Vorwurf auf dich; und pack nicht alles auf ihn.

Hotchtkiß (sanft): Wäre es nicht besser —

Reginald (heftig): Hören Sie, Hotchkiß. Wer hat Sie gebeten, sich einzumischen? Heißen Sie Edith? Bin ich Ihr Onkel?

Hotchkiß: Ich wollte, Sie wären es: einen Onkel Reginald möcht' ich schon immer haben.

Reginald: Hören Sie Sykes: sind Sie bereit, Edith zu heiraten oder nicht?

Sykes: Ich habe schon gesagt, daß ich vollkommen bereit dazu bin. Ein Versprechen ist ein Versprechen.

Reginald: Wir wollen nicht wissen, ob ein Versprechen ein Versprechen ist oder nicht. Können Sie nicht mit ja oder nein antworten, ohne alles zu verderben und Hotchkiß zum Grinsen zu bringen wie eine Cheshire-Katze? Wollen Sie sie heiraten, wenn sie ihren Schleier anlegt und zur Kirche geht?

Sykes: Gewiß. Ja.

Reginald: Schön. Lege deinen Schleier an Edith, und fort mit dir in die Kirche. Der Bräutigam wartet. (Er setzt sich an den Tisch.)

Edith: Heißt das, daß Slattox und Chinnery Lügner und Diebe sind und daß ich nächsten Mittwoch den absoluten Beweis in Händen hab', daß Slattox noch was viel Schlimmeres ist?

Sykes: Was das betrifft, habe ich keine Bedingungen gestellt, als ich um dich anhielt; und jetzt kann ich nicht mehr zurück. Ich hoffe nur, daß die Vorsehung meine arme Mutter verschont. Ich wiederhole: ich bin bereit dich zu heiraten.

Edith: Dann legst du große Charakterschwäche an den Tag, wie mich dünkt, und statt das auszunützen, will ich dir ein besseres Beispiel geben. Ich will wissen, ob das hier wahr ist. (Sie zieht ein Pamphlet hervor und reicht es dem Bischof; dann setzt sich zwischen Hotchkiß und ihre Mutter.)

Der Bischof (den Titel lesend); „Weißt du, was zu tun du im Begriffe bist? Von einer Frau, die es getan hat". Darf ich fragen, liebes Kind, was sie getan hat?

Edith: Sie hat sich verheiratet. Als sie drei Kinder hatte — das älteste war erst vier Jahre alt — beging ihr Mann einen Mord und machte dann einen Selbstmordversuch, verstümmelte sich aber bloß. Statt ihn zu hängen, verurteilte man ihn zu lebenslänglicher Zwangsarbeit um seiner Frau und Kinder willen, wie es hieß. Und sie konnte von dem schrecklichen Mörder nicht geschieden werden. Man wollte ihn nicht einmal lebenslänglich einsperren. Zwanzig Jahre lang mußte sie allein leben, ihre Kinder durch ihrer eigenen Hände Arbeit erziehen, mit dem Bewußtsein, daß diese schreckliche Kreatur gerade in dem Augenblick freigelassen werden würde, wenn sie erwachsen sein und das Leben beginnen würden; dann dürfte er sie alle mit Schmach bedecken, die zwei Mädchen hindern, sich anständig zu verheiraten und den Sohn vielleicht aus der Heimat treiben. Sieht das Gesetz wirklich so aus? Werde ich mich wirklich von Cecil nicht scheiden lassen können, selbst wenn er einen Mord begeht, falsches Geld macht oder Atheist wird?

Der Bischof: Ja, mein Kind. So ist es. Du mußt ihn auf gut Glück nehmen.

Edith: Dann weigere ich mich auf das bestimmteste, einen so elenden Vertrag zu schließen. Was für Dienstboten, was für Freunde, was für Premierminister würden wir haben, wenn wir sie auf gut Glück für Lebensdauer nähmen? Wir würden sie einfach zu jeder Art Schlechtigkeit ermutigen. Der Lebenswandel meines Gatten ist für mich aber doch wahrhaftig von größerer Wichtigkeit als der Balfours oder Asquiths. Wenn ich das Gesetz gekannt hätte, würde ich niemals Ja gesagt haben. Ich glaube, gar keine Frau ginge darauf ein, wenn sie sich klar machte, was sie tut.

Sykes: Aber ich werde keinen Mord begehen.

Edith: Woher weißt du das? Ich habe manchmal gewünscht, Slattox zu ermorden. Hast du noch nie Lust gehabt, jemanden zu ermorden, Onkel Rejjy?

Reginald (zu Hotchkiß, mit vielsagendem Ausdruck): O, ja!

Leo: Rejjy!

Reginald: Ich habe ja gesagt: und ich meine ja. Es gab eine Nacht, Hotchkiß, in der ich nahe daran war, Sie, Leo und hinterher mich selbst zu erschießen; das ist die reine Wahrheit.

Leo (plötzlich wimmernd): Oh Rejjy! (Sie eilt zu ihm und küßt ihn.)

Reginald (grimmig): Weg! (Sie kehrt weinend an ihren Platz zurück.)

Frau Bridgenorth (Leo streichelnd, aber laut zu der Gesellschaft sprechend): Ist das nicht alles großer Unsinn? Wie groß ist denn die Wahrscheinlichkeit, daß einer von uns ein Verbrechen begeht?

Hotchkiß: Sehr groß, glauben Sie mir. Ich habe mich einmal mit dieser Frage sehr gründlich beschäftigt; und fand, daß Dinge, die ich tatsächlich getan habe — Dinge, die, wie ich glaube, jedermann begeht — mir zehn Jahre Zuchthaus und zwei Jahre Zwangsarbeit und den Verlust aller bürgerlichen Rechte eingetragen hätten, wenn ich entdeckt und verklagt worden wäre. Ganz abgesehen davon, daß ich ein Privat-Administrator bin und wie alle Privat-Administratoren defraudiere. Täte ich das nicht, müßte die Witwe, für die ich administriere, gelegentlich Hungers sterben und ihre Kinder könnten keine Erziehung erhalten. Und dabei bin ich wahrscheinlich ein so rechtschaffener Mensch wie irgendeiner der hier Anwesenden.

Der General (beleidigt): Wollen Sie behaupten, daß ich mich eines Lebenswandels schuldig mache, der mich ins Zuchthaus bringen könnte?

Hotchkiß: Ich halte das für ganz gut möglich. Aber natürlich — ich weiß es nicht.

Frau Bridgenorth: Meiner Treu! die Ehe ist doch keine Gesetzesfrage. Liebt ihr euch denn nicht? Das ist doch genug.

Hotchkiß: Wenn das genug ist, wozu sich dann verheiraten?

Frau Bridgenorth: Blech, St. John! Natürlich müssen sich die Menschen verheiraten. (Unbehaglich.) Warum sagst du denn nichts, Alfred? Du wirst das doch nicht so weiter gehen lassen.

Der General: Alfred! Seit zwanzig Minuten warte ich darauf, staunend, sprachlos, ob du all dem ein Ende machst. Unsere Blicke sind auf dich gerichtet: es ist deine Sache, dein Amt, deine Pflicht. Uebe deine Autorität aus, sofort.

Der Bischof: Man muß auch dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen, Boxer. So lange man seinen Fall nicht angehört und

HAUS A. SULTAN, GRUNEWALD

RICHARD RIEMERSCHMIDT

HAUS SCHMIDTLEIN i. ZEHLENDORF-WANNSEEBAHN

WILLIAM MÜLLER

abgewogen hat, hat man kein Recht, ihn zu verurteilen. Es tut mir leid, daß du zwanzig Minuten warten mußtest, aber ich selbst habe zwanzig Jahre warten müssen, bis dies passierte. Ich habe oft mit der Versuchung gekämpft, zu beten, daß dies nicht in meinem Hause passieren möchte. Vielleicht war es eine Vorahnung, das Ehegesetz möchte eines Tages Teil der alten Bridgenorth-Bürde werden, die mich veranlaßte, unsere Regierung so dringlich darauf aufmerksam zu machen, daß das Ehegesetz niemals göttlich werden könnte, so lange es nicht vor allem menschlich gestaltet würde.

Frau Bridgenorth: Ach sei doch vernünftig. Die Menschen müssen heiraten. Was würdest du gesagt haben, wenn Cecils Eltern nicht geheiratet hätten?

Der Bischoff: Das haben sie garnicht getan, meine Liebe.
Hotchkiß: Hallo!
Reginald: Was?
Der General: Wie?
Leo: Nicht geheiratet!
Fr. Bridgen.: Was?

Sykes (sich bestürzt erhebend): Was um Gottes willen meinen Sie, Eminenz? Meine Eltern waren doch verheiratet.

Hotchkiß: Sie können sich dessen kaum erinnern, Cecil.

Sykes: Ich habe meine Mutter zwar nie gebeten, mir ihre Heiratspapiere zu zeigen. Wer hat das jemals getan? Ich habe nie vermutet — ich habe nie gewußt — Scherzen Sie? Oder sind wir alle verrückt geworden?

Der Bischof: Regen Sie sich nicht auf, Cecil. Lassen Sie mich's Ihnen erklären. Ihre Eltern waren keine Anglikaner. Sie selbst waren vor Ihrem zweiten Semester in Oxford auch keiner. Ihre Eltern sind Positivisten gewesen, ihre Trauungszermonie fand in Newton Hall in Fetter Lane statt, nachdem sie zuerst die Zivilehe vor dem Standesbeamten des West Strand Distrikt geschlossen hatten. Ich frage Sie als anglikanischen Katholiken, war das eine Ehe?

Sykes (überwältigt): Großer Gott — nein — tausendmal nein. Ich habe nie daran gedacht. Ich bin ein Kind der Sünde.

Der Bischof: Beruhigen Sie sich! Sie sind nicht mehr ein Kind der Sünde als ein Jude oder ein Mohamedaner oder ein Nonkonfirmist oder irgendein anderer, der außerhalb der Kirche geboren ist. Aber Sie sehen, wie das meine Ansicht von der Sache beeinflußt. Für mich ist nur eine Heirat heilig. Das Ehesakrament der Kirche. Sehen wir davon ab, so kann ich keinen Unterschied zwischen einer Zivilehe und einer anderen erkennen. Es geb eine Zeit, da alle Ehen im Himmel geschlossen wurden. Aber weil die Kirche unklug war und ihre Gesetze nicht vernünftig gestalten wollte, wurde ihre Macht

über Männer und Frauen von ihr genommen und die Ehen im Himmel machten den Eheverträgen am Standesamt Platz. Und jetzt, wo unsere Regierungen sich weigern, diese Verträge vernünftig zu gestalten, werden jene, die wir in unserer Blindheit aus der Kirche vertrieben haben, aus dem Standesamt vertrieben werden; und die Geschichte des alten Roms wiederholt sich bei uns. Wir werden durch unsere Anwälte auf die Dauer von sieben, vierzehn, oder einundzwanzig Jahren vereinigt werden — oder vielleicht auf die Dauer von Monaten und die alten Gelöbnisse werden durch Gesellschaftsverträge ersetzt werden.

Der General: Würdest du, als Bischof, solche Verträge billigen?

Der Bischof: Glaubst du, daß ich als Bischof die gesetzliche Erlaubnis die Schwester der verstorbenen Frau zu heiraten, billige? Das hat nicht gehindert, daß sie Gesetz wurde.

Der General: Aber als die Regierung dir auf den Zahn fühlte, ob du einen Mann mit der Schwester seiner verstorbenen Frau verheiraten wolltest, hast du ihr sehr natürlich und ordentlich gesagt, daß die beiden zuerst zum Teufel gehen sollten.

Der Bischof (entsetzt): Nein, nein, da muß ich doch bitten, Boxer! Du darfst nicht . . .

Der General (ungeduldig): Oh, ich meine natürlich nicht, daß du dieselben Worte gebraucht hast. Aber das war ihr Inhalt und ihr Sinn.

Der Bischof: Nicht der Sinn, Boxer, ich protestiere. Aber laß das. Die Hauptsache ist, daß die staatliche Ehe von der kirchlichen Ehe schon getrennt ist. Die Beziehungen zwischen Leo und Rejjy und Sinjon sind vollkommen gesetzlich; aber erwartest du, daß ich, ein Bischof, sie billige?

Der General: Ich verteidige Reginald nicht. Er hätte Sie aus dem Hause werfen sollen, Herr Hotchkiß.

Reginald (sich erhebend): Wie konnte ich ihn aus dem Hause werfen? Er ist stärker als ich: erst hätte er mich hinausgeworfen, wenn es soweit gekommen wäre. Und er hat mich hinausgeworfen: was war es denn anderes als ein Hinauswerfen, als er mir die Liebe meiner Frau stahl und sich an meine Stelle setzte? (Er geht an den Kamin.)

Leo: Wenn du nicht aufhörst, über unser Eheleben so häßlich zu sprechen, verlass' ich das Zimmer und sprech nie wieder ein Wort mit dir.

(Fortsetzung folgt.)

Aspern.

(21. 22. Mai 1809.)

Von

Karl Bleibtreu.

Napoleon sagt: „Die Geschichte ist konventionelle Fabel", vor allem die Kriegsgeschichte, wo der Forscher sich durch endloses Gestrüpp von Legendenkram hindurcharbeiten muß. Ueber keine Schlacht verbreitete sich aber so arges Gewebe von Unwahrheiten, wie über das Mordgewühl im Marchfeld, sowohl bei Aspern als bei Wagram. Schon früh lichteten wir polemisch den Nebel, den Chauvinismus und Unwissenheit um den wahren Verlauf spannen, vor allem die dreiste Fälschung beiderseitiger Stärken und Verluste. Unser Ergebnis anerkannten die neusten österreichischen Militärautoritäten auf diesem Gebiete (im Gegensatz zu den phantastischen Prahlereien der Angeli, Smekal usw.) ausdrücklich als richtig. Der seither verstorbene bedeutende Binder-Kriglstein und später Major v. Hoen in seiner tüchtigen Aspernbroschüre fußten auf unsern Studien, was freilich auch nicht anders ging, weil seither endlich auch französischerseits Kommandant Saski sein offiziöses (Generalstab-) Werk über 1809 losließ und hierbei, unabhängig von uns, dokumentär vieles bestätigte, was wir ohne Pariser Archivausweis lediglich durch unsere eigentümliche Methode scharfeindringender Untersuchung zutage förderten. Leider enthält aber auch dies Werk, ebenso die genannten österreichischen Versuche, sich von der bisher gepäppelten Legende loszumachen, noch schwere Irrtümer in Hauptdingen, die im Grunde doch noch wichtiger sind, als Aufhellung der schamlosen Stärke- und Verlustfälschungen. Selbst ein so strenger Unparteilicher wie Binder, der in Verurteilung Erzherzog Karls und anderer heimischer Paladine viel zu weit geht, hat sich noch nicht vom Schlendrian befreit, die übliche Darstellung des Schlachtverlaufs für bare Münze zu nehmen. Die Oesterreicher kennen zu wenig die französischen, die Franzosen höchst unvollkommen die deutschen Quellen. So sind z. B. die Rapporte der Korpschefs vom 23. Mai mehrfach von Wert zur Selbstwiderlegung ihrer Prahlereien. Seither boten wir nun in Band II unseres Werkes „Die Große Armee" eine ausführliche Aufhellung des Sachverhalts, deren Ergebnis wir hier niederlegen wollen.

Am 20. Mai, wo abends nach Vollendung der vier Donaubrücken zuerst Massenas Division Molitor nach Aspern übersetzte, beginnt schon die Legenden-Fabrik. Von der leichten Reiterdivision Marulaz kam nämlich nur eine Schwadron hinüber, weil die zweite Brücke beschädigt wurde, und da Lasalles Reiterei laut Napoleons Orderbuch hinter Marulaz stand, läßt sich nicht annehmen, daß sie schon am 20. überging. Oesterreichische Autoren fabeln aber vom großen Abendgefecht bei Eßling zwischen den 12 Schwadronen Lasalles — Hoen macht sie sogar regimentweise namhaft — und 24 österreichischen. Dies wäre wenig ehrenvoll, zumal letztere nach eigener Angabe anfangs geworfen wurden, doch erzählt man mit Stolz, man habe die Franzosen zuletzt verjagt und ihnen „50" (bei Smekal waren es noch 100!) Gefangene abgenommen. Aus des Pariser Archivars Martinien maßgebendem „Tableau toter und verwundeter Offiziere" während des Empire geht aber hervor, daß am 20. nur 24. Chasseurs 3 Offiziere verloren. Nur diese schwache Truppe rekognoszierte also bei Eßling und schüchterte den Feind so ein, daß obige Sage entstand. Hätte Lasalle schon am 20. abends in großem Stile ausgekundet, so hätte Napoleon nicht am 21. früh persönlich rekognoszieren brauchen, und zwar mit so schwacher Eskorte, daß angeblich Ulanen auf ihn Jagd machten und einen Generalstäbler gefangen nahmen. Dies Beispiel lehrt, wie man in jeder Kleinigkeit den Angaben auf die Finger sehen muß.

Am 21. Mai nachmittags hatte Napoleon drüben etwa 22 000 Mann inkl. Artillerie. Div. Carra St. Cyr kam später, angeblich um 6, und angeblich

gar nicht mitfechtend. Beides ist falsch, da die große Brücke um 6 Uhr riß, St. Cyrs 24. Leichtes aber schon nach 5 Uhr am Deichdamm die geworfene Reiterei aufnahm und sein 46. sehr heftig in Aspern focht, obschon gewisse Schriften es Gewehr bei Fuß im Brückenkopf stehen lassen. Wären französische Berichte richtig, daß Kürassierbrigade St. Germain erst vor 7 Uhr eintraf, so müßte auch das Zeitdatum über Reißen der Brücke geändert werden. Andererseits entspringt Hoens Annahme, drei frische Kürassierbrigaden seien schon um 5 Uhr zur Stelle gewesen, dem Vorsatz, die außerordentliche Minderzahl der französischen Reisigen bei den ersten Attacken zu vertuschen. Wenn ferner Smekal freigebig noch St.-Hilaire heut anlangen und „Division" Colbert (unvollzählige Brigade, von der nur e i n e Schwadron bis zur Lobau kam!) lustig attackieren läßt, dabei bezüglich Massenas Bataillonszahl rührende Unkenntnis entfaltet und es so auf 45 000 Streiter Napoleons schon am ersten Tage bringt, so verschafften wir den Aspernschwärmern wenigstens den Trost, sie vom Spott über „12 Regimenter Kürassiere" zu entlasten. Nach bisheriger Angabe könnten dies nur 6 gewesen sein, wir stellten aber fest, daß alle französischen Quellen außer einer die Division St.-Sulpice unterschlugen, die man überall ausdrücklich stets bei Ebersdorf zurückbleiben läßt. Tatsächlich erschien sie schon am 21. und setzte mindestens Brigade Guiton stark ein. Ob Brigade Lagrange schon anwesend und im Zwischenraum zwischen Eßling und Donauufer einhieb, ist freilich zweifelhaft, denn sie verlor heut nur einen Offizier. Ebenso litten St. Germains 12. Kür. gar nicht. Auf österreichische Berichte, daß man östlich von Eßling Kürassierattacken abschlug, ist gar nichts zu geben, denn auch dort, wo nur Marulaz' Chasseurs einhieben, wird von Panzerreitern geflunkert: es macht sich besser! Mit all diesen Kräften besaß Napoleon am 21. doch nur 32 000 Streitbare mit 70 Geschützen; am 22. stießen hierzu 30 000 Mann Infanterie mit 67 Geschützen, ungerechnet eine Gardebatterie, die vom Lobauufer den oben erwähnten Raum zwischen Eßling und Donau bestrich. An Reitern kamen nur angeblich eine Handvoll Gardepolen, außerdem eine Hälfte 2. Kür., deren andere Hälfte losgerissene Pontons stromabwärts entführten. Gegen diese 65 000 Mann inkl. Artilleristen und Offiziere wälzten sich mindestens 110 000 Oesterreicher heran. Denn nach Ausscheidung unzuverlässiger Elemente gab es immer noch 84 550 Infanteristen, 14 360 Reiter, wie der aus den Akten schöpfende Hoen zugesteht. Die Geschützbedienung und die sonstigen Branchen waren aber so zahlreich im österreichischen Heere, daß unsere obige Ziffer noch zu niedrig scheint. Von der üblichen Fabelziffer 75 000 stieg Angeli schon notgedrungen auf 96 000, die 288 Geschütze wurden bei Hoen 292, leider aber falsch addiert, da seine eigene Geschützeinteilung bei den Korps 320 ergibt! Diese erdrückende Uebermacht in allen Waffengattungen brachte am ersten Schlachttag, wo ungefähr 80 000 österreichische Gewehre und Säbel gegen 25 000 französische ernstlich fochten, fast gar kein Ergebnis.

Wir tadeln nicht sehr, daß Karl seine Korps Hiller, Bellegarde, Hohenzollern in Richtung auf Aspern zu dicht aufeinanderpackte, wodurch sie sich gegenseitig beim Aufmarsch klemmten und dem feindlichen Feuer sich besonders aussetzten. Denn nur bei Aspern winkte Erfolg, da man von dort direkt an die Brücke reichte und so Napoleons Rückzug bedrohte. In die Lücke, die durch dies Rechtsziehen entstand, schob man ja auch die Reservereiterei Liechtenstein ein, die den Aufmarsch der Linken, Korps Rosenberg, vor Eßling decken sollte. Es ließ sich nicht voraussehen, daß dieser Schutz nicht ausreichte. Dagegen scheint unverantwortlich, wobei den Stabschef Wimpfen die Schuld trifft, daß liederliche Marschdisposition ein auch nur einigermaßen gleichzeitiges Eintreffen der fünf Kolonnen unmöglich machte. Hiller marschierte nach 2 Uhr auf, griff Aspern erst vor 3 Uhr kräftiger an, Bellegarde um 3 Uhr und schickte bis 4 Uhr Hilfe, Hohenzollern um 4 und trat bis vor 5 Uhr nur mit Artillerie in Tätigkeit. Diese wurde aber so bedrohlich, während Hillers und Bellegardes Stürme unter schweren Verlusten scheiterten, daß Napoleon seine Geschwader losließ, um diese Flankenbeschießung zu beseitigen. Marulaz nötigte die Batterien zu rascher Flucht, brachte Hohenzollerns Fußvolk in Unordnung. Espagne drückte die unordentlich aufgerittenen Kürassier-

brigaden Liechtensteins zurück und hielt die erst um 5 Uhr aufmarschierte Kolonne Dedovich (rechter Flügel Rosenbergs) ab, Eßling zu berennen. Zuletzt wichen freilich die Reisigen überall, Nachhauen vereitelte heftiges Feuer aus Eßling. Dort kommandierte in Ermangelung seines noch abwesenden Korps kein Geringerer als Lannes, der zwei kühne Stürme Rosenbergs abschlug. Diese begannen sicher viel später als „5 Uhr", da damals noch der Reitersturm tobte und Lannes nach erfolgreicher Gegenwehr seinen persönlichen Feind Bessières einlud, jetzt endlich mal „aufs äußerste" zu attackieren. Diese große Attacke, die der gereizte Reitermarschall sofort in Szene setzte, wird von den Franzosen übereinstimmend auf 7 Uhr angesetzt, von den Oesterreichern fälschlich noch später. Daß sie diesmal sich ausschließlich seitwärts von Eßling massierte, beweist, daß man damals noch Aspern für nicht gefährdet hielt. Wir sparen uns hier alle Einzelheiten und verzeichnen nur, daß die Attacke, durch Brigade Guiton und 3. Kür. vermehrt, anfangs großen Erfolg hatte und nicht, wie überall zu lesen, bloß Brigade Wartensleben, sondern vor allem Rosenbergs überall verleumderisch des Faulenzens beschuldigte Korpskavallerie sich ins Mittel legte. Der immer noch in Reserve gehaltene Lasalle hieb Bessières aus persönlicher Bedrängnis heraus. Saskis Angabe, er habe heut Null verloren und gar nicht gefochten, ist offenbar falsch. Wahr ist nur, daß er minimal teilnahm, Bessières überhaupt geradeso haushälterisch mit seinen Reserven umging, wie Lannes, der Boudets 93. gar nicht einsetzte, ähnlich wie Massena in Aspern. Denn dort blieb Molitors 2. ligne an beiden Tagen am Deichdamm in Reserve. Die Mythe, Molitor habe heute „die Hälfte" eingebüßt, die noch Thiers verbreitet, widerlegt sich leicht, da er an beiden Tagen nur ein Drittel verlor und am 22. noch ganz schlagfertig war. Nicht mal Legrands 18. und die Badenser verbrauchte Massena, von Carra St. Cyr warf man nur zuletzt das 46. in den Kampf, das seinen Oberst als Leiche im Dorfe ließ. (Hierdurch bewahrheitet sich eine Anekdote Marbots, der dabei nur irrig „Eßling" für „Aspern" setzt.) Da der Erzherzog beim Reitersturm Hohenzollerns Fußvolk ermunterte, erst dann nach Aspern ritt und erst dann nochmaliger Sturm begann, an denen auch Kräfte Hohenzollerns teilnahmen, die doch erst nach Verebben der Attacken freiwurden, dürfte auch hier nicht um 5, sondern 6 Uhr der große Stoß von 20 (nicht 15) Bataillonen begonnen haben. Bei Nacht ward endlich das Westdorf erobert.

Da aber am 22. früh Korps Lannes eintraf, ergriff Massena schon früh um 2 Uhr mit Legrand und St. Cyr die Offensive, überwältigte die Eindringlinge vom Korps Bellegarde völlig und jagte Korps Hiller 600 Schritt weit in die Ebene zurück. Dieser durchschlagende Erfolg, wobei die Oesterreicher viel Gefangene und Geschütze verloren, trat um 8 Uhr morgens ein. Umgekehrt hatte Rosenberg schon um 5 (nicht 3) Uhr Eßling erneut wütend angegriffen, auch er aber wich um 8 Uhr in Panik um 1000 Schritt. Dies brauchte Lannes, um den von Napoleon befohlenen Zentrumsstoß auszuführen. Korps Hohenzollern, zugleich seit 9 heftig von Lasalles Geschwadern bestürmt, mußte mittags vom Grenadierkorps abgelöst werden. Allein, da die Brücken erneut ungangbar wurden, daher Verstärkung ausblieb, fiel Lannes mittags langsam auf Eßling zurück, um 1 (nicht 11) Uhr griffen ihn Grenadierkorps und Bellegarde an, die selbstredend gleichzeitig mit Rosenberg ihren Stoß ansetzten. Dieser empfing zwar um 11 und 12 Uhr ergrimmte Mahnung, erneut anzugreifen, Karl soll sogar Dedovich mit Erschießen gedroht haben, wie denn unerklärliche Gehässigkeit gegen Fürst Rosenberg bei ihm wie bei allen Historikern hervortritt. Der tapfere redliche Rosenberg tat seine Pflicht in vollem Maße, von seinen acht Unterführern bluteten fünf, Obersten und Stabsoffiziere fielen in Menge, die Truppen schlugen sich hingebend. Wie bei Aspern Regiment Klebeck und Reuß sich opferten, so hier alle Regimenter, besonders Regiment Karl und die ungarischen Sztaray und Hiller. Aber weil man bei Eßling mit vollem Mißerfolg abschnitt, wird das brave Korps geschmäht. Allerdings nimmt Wunder, daß Boudets 7 Bataillone sich dauernd gegen solche Uebermacht hielten. Doch das Dorf hatte drei wahre Zitadellen, von Lannes sorgsam verschanzt, was Massena bei Aspern unterließ, und 56. ligne focht so heroisch (verlor 900 Mann!), daß es allein von allen Regi-

mentern die Fahneninschrift „Eßling“ erhielt. (Vergl. Historique.) Genug, Rosenberg erlitt schon solche Verluste, seine Artillerie verfeuerte sich so, daß bei Dedovich nur 3 Stück noch Munition hatten, und war außer Stande, vor 12¾ anzugreifen. Er wiederholte nach 1 und um 2 Uhr Massenstöße, doch alle scheiterten. Ja, Boudets Batterie schleuderte auf die Grenadiere, als sie der durch Fallen ihres Chefs verwaisten Div. Hilaire nachdrängten, solches Flankenfeuer, daß sie schmählich ausrissen. Nach Bellegardes eigenem Rapport drang er erst um 1 Uhr vor, Oudinot (Linke Lannes) wich um 2 Uhr hinter den Deichdamm, wo Bellegarde laut eigenem Geständnis durch verdoppelte Kanonade zum Stehen kam. Laut Memoiren der Artilleriechefs Serruzier und Boulart gruppierten sich jetzt 80 Stück zu einer Batterie (napoleonische Taktik) in gut maskierter Stellung und hielten die feindliche Geschützüberzahl im Schach. Jetzt tobte einstündiges Artillerieduell, welche Gefechtspause die übliche Zeitverwirrung auf Mittag verlegt und mit unerhörter Fälschung die eigentliche Schlacht um 3 Uhr hier enden läßt. Nun bezeugen aber Savary, Lejeune, Ségur, daß erst um 4 Uhr eine Krise eintrat, wobei Napoleon in solche persönliche Gefahr geriet, daß sich überall der Ruf erhob: „Rettet den Kaiser!“ Nie sei er seit Arcole in solcher Lage gewesen! Da man mit dieser Ueberlieferung (sogar sein Hut sei ihm abhanden gekommen) nichts anzufangen weiß, so phantasieren verschiedene Autoren, am 21. abends habe Napoleon persönlich die Attacke mitgeritten!! Hierbei seien neben ihm die Generale Fouler und Durosnel gefangen worden. Dieser Unsinn zerrinnt schon dadurch, daß Fouler, der übrigens nicht „Stallmeister“, sondern Brigadechef Espagnes war, und Flügeladjutant Durosnel erst am 22. verwundet in Gefangenschaft fielen (Martinien), und zwar erwischte ein Knesevichdragoner den Fouler. Um 4 also attackierte Liechtenstein. Zwei württemberger Generale, die Martinien als verwundet anführt, können nur in Napoleons Gefolge geblutet haben. Ebenso 3 Offiziere der Gardepolen, freilich auch als Ordonnanzen denkbar, doch da nach einer französischen Quelle „Gardereiterei“ attackierte, scheint möglich, daß die Polen, wirklich anwesend als Eskorte, den Kaiser heraushieben. Zugleich dürfte hier eine gewaltige Gegenattacke der 7. Kür. erfolgt sein. Denn diese erhielten allein unter der Kavallerie die Standarteninschrift „Eßling“, man weiß nicht wofür, da sie am wenigsten in Div. Espagne litten und am 21. nur die 4. 6. gerühmt werden. Genug, die weit vorgeprellten Knesevich-Dragoner wurden zusammengehauen, verloren 20 Offiziere u. 200 Mann. Nächst ihnen litten am meisten Rosenberg-Chevauxlegers, die alle Autoren faulenzen lassen, und Bellegardes Klenauchevauxlegers, denen man einen gloriosen Verfolgungsritt am 21. andichtet, wo nur 2 ihrer 8 Schwadronen noch gesammelt werden konnten. Bellegardes Rapport ist viel bescheidener darüber. — Die Grenadiere im Zentrum wandten zweimal so den Rücken, daß ihr Divisionär Lindenau den Abschied erhielt. Um 5 Uhr wollte Karl nochmals vorrücken, weil endlich Eßling zu fallen schien. Der andere Grenadierdivisionär Aspre (es ist irrig, daß er damals schon das ganze Korps führte, wie man überall liest) eroberte endlich den Südwestteil, Rosenberg drang im Osten durch. Da brach über die Stürmer selbst ein Sturm herein: Flügeladjutanten Mouton und Rapp warfen mit den Gardefüsilieren alles wieder ins Freie, wobei 1 Bat. Alte Garde nachhalf. Rapps Memoiren sprechen nämlich ausdrücklich von 5 Bataillonen. „Wir verloren hierbei General Gros“, der die Gardechasseurs kommandierte. Hier wird auf einmal klar, warum Napoleon dem Gardejäger Romeuf, dessen Ehrenkreuz durch Säbelhiebe zerspalten, sein eigenes anheftete und warum die Alte Garde 300 Mann verlor. Ségur schwatzt von Hörensagen, sie seien bloß durch Kanonade weggerafft, und österreichische Autoren griffen es gierig auf, um den Bereich der Kanonade bis zum Brückenkopf auszuprahlen. Stand aber die ganze Alte Garde stets im Brückenkopf, so konnte Romeuf sein Orden nicht durch Säbelhiebe zerspaltet werden! Obendrein haben wir aber den Beweis, daß alle rückwärtsstehenden Teile minimal litten, so Molitors 2. ligne, das an beiden Tagen nur 4 Off., 120 Mann verlor. Wenn vier Bataillone Demonts 10 Offiziere verloren, die anderen fünf nur 4, so kann solche Ungleichmäßigkeit nur bedeuten, daß erstere zuletzt bei Aspern oder am Deich in die Vorderlinie

rückten. Mit andern Worten, die österreichische Kanonade wirkte recht mäßig, französische Verluste rühren überall vom Infanteriekampf her.

Tatsächlich trat Karl um 6 Uhr den Rückzug an. Wenn Liechtenstein ihn wütend angefahren haben soll: „Warum? die Franzosen retirieren ja!“ welchen Vorfall die Legende noch auf ein früheres Datum verlegt, so ist dies entweder nachträglich erfunden oder macht Liechtensteins Auffassungsgabe wenig Ehre. Sein eigener Rapport sagt aber im Gegenteil, daß er abends eine Reiterbrigade zum Schutz Rosenbergs vorschob, was wenig auf glückliche Stimmung deutet! Jedenfalls, wie schon Binder zugibt, ging die Artillerie so weit zurück, daß ihre Sphäre knapp noch bis zum Deich reichte. Daß auch Bellegarde abgeschlagen, entnehmen wir der Tatsache, daß nach 5 Uhr seine Truppen plötzlich nach Aspern hineinströmten, d. h. dem Kampf mit Oudinot auswichen. Massenas Lage gestaltete sich offenbar bis dahin nur günstig, denn wir ersehen aus einem Korps-Rapport, daß er sogar feindliche Batterien im freien Felde bedrohte. Da aber nun auch Massen Bellegardes und sogar Hohenzollerns dorthin abgezweigt, ward um 7 Uhr abends der Kirchhof endlich nochmals von Hillers Siebenbürgern überrumpelt. Doch kam weiteres Nachstoßen endgültig um 8 Uhr zum Stehen. Um 9 Uhr räumte Massena den Ort freiwillig, weil längst die Armee zur Lobau abrückte. Die „Sieger“ verloren 24000, Napoleon 19000 Mann. Angesichts statistischer Beweiskraft unserer Errechnungen und Fragwürdigkeit anderer Quellen ist psychologischer Irrtum, sich auf Eylau zu berufen, wo man auch so legendär schwindelte (vergl. einen Brief Friedrich Wilhelm III.). Liechtenstein selber entkräftet die Fabeln vom riesigen Verlust Espagnes durch das wertvolle Eingeständnis: „obschon unser Feuer“ (auf 50 Schritt, bei der Wiener Freiwilligenlegion Karl) „nur geringen Schaden verursachte.“ Sein zerhauener grüner Federbusch wird ebenso historisch bleiben wie die schwarz-gelbe Fahne, die Erzh. Karl dem Rgt. Zach vorantrug und die Kugel, durch die spätabends Napoleons Liebling Lames getötet wurde. Doch nur weil er keine Kugeln und Patronen mehr hatte und Brückenriß ihn jedes Munitionsersatzes beraubte, wandte der Imperator seine siegreichen Adler rückwärts.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Deutsche Bank riet bereits zur Mäßigung! Gerade diese Berichte, welche an die umfangreichste Kundschaft gehen, gelten als von höchstem Einfluß. Als vor Jahren von der gleichen Seite auf den Niedergang der Industrie hingewiesen wurde, behaupteten viele eingefleischte Hausseinteressenten, und keineswegs im Spaß, jener ganze Niedergang sei erst daraufhin eingetreten. Immerhin ist es für jetzt zu beachten, daß nach Tagen der Lebhaftigkeit, wie solche seit Jahren nicht in Erinnerung waren, sofort mit abgeschwächten Kursen, sich auch das ganze Geschäft verringerte. Das heißt die einen realisierten ihren Nutzen, die andern aber ließen sich von den hierdurch etwas reduzierten Kursen durchaus noch nicht wieder zu Käufen anlocken. Beständig bleibt es der Geldstand, der das Nachdenken unserer Erfahrenen herausfordert. Wie, wenn nun eines Tages die Seehandlung nichts mehr hergibt! Letztere hat doch ganz bestimmte Vorschriften, z. B. auf Ottavi leiht sie überhaupt nichts. Man müßte sich also in zweite und dritte Hände geben und das verteuert dann natürlich den Satz. Viele bringen überhaupt auch unsere Abundanz an der Börse mit dem Erlöse der russischen Prioritäten zusammen (ca. 80 Millionen), der noch in Deutschland bei den Emissionshäusern ist. Andererseits läßt sich doch nicht leugnen, daß eine ähnliche Billigkeit in der ganzen Welt hervortritt. Die Schiebungen in London sind so niedrig wie seit langem

nicht, das Schatzamt in Washington sieht seine Goldbestände sehr beträchtlich wachsen, exotische Papiere steigen, weil unversehens die holländischen Kapitalisten wieder bei reicher Kasse sind und hinter den Kulissen als Käufer auftauchen. Es könnten also auch die gewaltigen Goldzuflüsse aus Transvaal, Australien, Klondyke usw. sein, die unsere Barmittel überhaupt außerordentlich vermehren. Alles in Allem bleibt die Spekulation den Eisen- und Kohlenaktien günstig gesinnt, hält sich in diesem Punkt noch immer vorausschauender als die eigentlichen Fachkreise, die keine Lust haben, ihre eigene Meinung aufzugeben. Sicher ist, daß der so vielerhoffte Bauaufschwung verpaßt ist, da doch der Frühling bald zu Ende geht. Es bleibt also auch unseren Optimisten nichts anderes übrig, als auf den Herbst zu hoffen, wo plötzlich die Bestellungen zum Frühjahr 1910 kommen könnten. Indessen die Börsensituation von heute hat mit dem Allen nur wenig zu tun. Sie erscheint nicht mehr ganz klar und erst der Ultimo mit seiner wahren Enthüllung der Positionen wird Vieles aufklären.

* * *

Die Konfiskation des Sultan-Vermögens ist leichter gewünscht, als vollzogen. Und ruhten die meisten Millionen sogar bei der Ottomanbank, die zugleich ein privilegiertes türkisches Noteninstitut ist, so ließe sich doch das einmal anerkannte Privateigentum nicht so leicht nachträglich wieder aberkennen. Haupttreuhänder sind aber in diesem Falle die leitenden europäischen Banken, die ohne tiefste Schädigung des Allgemeinvertrauens einer einfachen jungtürkischen Aktion unmöglich Gehorsam leisten dürfen. Ein sogenannter Verzicht des Sultans würde doch hier von vornherein als völlig erzwungen anzusehen sein und dies sogar unter lebensgefährlichen Bedrohungen. Jene Banken müßten also erst eine richterliche Entscheidung abwarten, in der — sie natürlich die Beklagten wären, und sie müßten ferner den ganzen Instanzenzug innehalten, um sich mit einem obersten Gerichtsbeschluß nötigenfalls zu decken. Bis diese Prozesse abgespielt wären, werden vielleicht wieder andere Verhältnisse in Konstantinopel obwalten und einige Machthaber von heute auf der Galatabrücke hängen. Wird aber der Exsultan wirklich um seine Viertelmilliarde wieder erleichtert, so gäbe es in englischen und preußischen Konsols einen Kurssturz. Es müßte sich also sofort ein Syndikat bilden, um diesen ungeheuren Besitz einstweilen aufzunehmen, da die herrschende Partei am Bosporus ihr Geld sicher besser gebrauchen kann, als es in schweren Rentenpapieren liegen zu lassen. Uebrigens hat die europäische Hochfinanz den märchenhaften Reichtum des Großherrn lange gekannt, ebenso wie die Zusammensetzung seiner Effektenbestände.

* * *

Unsere Anleihen sind schlecht gegangen, d. h. im Verhältnis zu der beispiellosen Abundanz. Auch zeigen die Subskriptionen noch einige Schönheitsfehler, da die Großbanken es gewiß an künstlichen Millionen soweit nicht fehlen ließen, als es eben zum Schutze gegen eine Verflauung der Tendenz nötig war. Warum das Kapital keine echte Leidenschaft bezeugte? Das Ausland, das sich sicher sehr stark beteiligt hätte, wurde durch die Vorzugspreise ($^1/_4$ Proz.) verstimmt, welche diejenigen erhielten, die sich ins Schuldenbuch eintragen ließen. Von Franzosen und Belgiern ist natürlich eine solche Neigung nicht gut zu verlangen. Das Inland atmet mit vollen Zügen unsere große Aktienbewegung ein und ist dadurch unternehmend genug geworden, auch unter den auswärtigen Anlagen Umschau zu halten. Die russischen Prioritäten mit ihrer höheren Rente sind glänzend untergebracht, sie stiegen schon um einige Prozente, und es steht augenscheinlich eine weitere derartige Emission bevor. $4^1/_2$ prozentige japanische Tabakobligationen stehen 95, und mutigere Leute erinnern daran, daß Tabakobligationen, ob in Portugal, Bulgarien oder anderswo, noch niemals notleidend geworden sind, daß am Kurse noch Geld verdient wurde. Ebenso ziehen Mexikaner und Argentinier, dazu kommen Städtebonds in Argentinien, Japan, die heute ganz ernst gekauft werden, trotzdem die betreffenden Städte nicht einmal vielgenannt sind; nur weil der internationale Markt in diesen Papieren augenblicklich als sehr willig erscheint. Aber nun zu den Deutschen Fonds! Gibt es wirklich keine Kapitalisten, die sich lieber 4 proz. Badische zu 102,10 hinlegen, als 4 proz. Preußen zu 102,70 zu zeichnen? Das reiche Frankfurt kann seine eigenen Stadtobligationen 1 Proz. unter der neue n

HERMANN MUTHESIUS / HAUS DES KÜNSTLERS IN NIKOLASSEE

Reichsanleihe kaufen und denkt dabei über den Unterschied zwischen großen oder mindergroßen Marktverhältnissen kaum nach. Auch andere deutschen Städteanleihen sind billiger zu haben, wobei es sogleich als Merkwürdigkeit verzeichnet werden soll, daß Bayerische und Badische Kommunalpapiere sich besser absetzen als Württembergische, trotz der großen Wohlhabenheit des letzteren Landes. Weiter konnte man an der Börse noch vor zwei Jahren 4—5 Proz. mit seinem Gelde machen, heute jedoch nur $2-2^1/_2$ Proz. Diese Käuferschicht hat sich also jetzt dem Aktienverkehr zugewendet, rechnet sich bei Deutsch-Luxemburgern auch jetzt immer noch 5 Proz. heraus und ebenso bei andern großen Industriepapieren. Ein anderes Interesse erfüllt eben heute so manche wichtigen Kaufkreise. Endlich kam auch noch unsere innere Politik hinzu. Das Reich und Preußen jongliert keineswegs mit sofortigem Zeichnungsschluß. Bis Montag Nachmittag waren daher alle Listen offen. Nun scheiterte am Sonnabend einmal wieder unsere Finanzreform, und das war der Grund, weshalb höchst wohlhabende Geschäftsleute dann auch den vierten Teil ihres ursprünglich beabsichtigten Betrages subskribierten. Damit ist aber das Gesamtresultat der neuen Anleihen kein ungünstiges geworden. Unsere Banken, die gegenwärtig sonst keine 4 Proz. machen können, legen sich die Stücke ruhig in ihr Portefeuille und setzen ihre Bestände nach und nach solider ab, als es vielleicht bei einer Ueberzeichnung der Fall gewesen wäre.

* * *

Der Flottenskandal in Spanien darf von keiner Industrie unterschätzt werden, denn auch anderen Lieferungen nach anderen Staaten hin könnten ähnliche Enthüllungen passieren oder nur angehängt werden. In Spanien macht sich gerade jetzt eine gewisse Schärfe gegen das Ausland geltend, die sogar bis zu einer Sonderbesteuerung der fremden Banken geht und u. a. dem Credit Lyonnais sein ganzes Aktienkapital zugleich in seinen fünf dortigen Filialen steuerpflichtig gemacht haben würde. Jener Skandal nun bei der Flotte betrifft englische Baugesellschaften, die aber nach allen Erfahrungen zu Bestechungen gar nicht die Initiative ergriffen haben werden. In solchen Fällen treten vielmehr immer ziemlich prompt eingeborene Vermittler auf, die für sich die kleinste Provision beanspruchen, dagegen für Minister, ev. sogar für Prinzen von Geblüt außerordentlich hohe Sätze verlangen. Das mit der eigenen Provision stimmt, wohingegen die höheren und hohen Chargen sehr oft keinen Pfennig von den Millionen erhalten, die man vertrauensvoll in die Hände jener Vermittler gelegt. Das bleibt eben das Hauptgeschäft eines solchen Edeldenkenden. Ist es doch schon vorgekommen, daß der Vertreter der englischen Schienenwerke in Petersburg 8 Kopeken per Pud „nebenbei“ bezahlen sollte, bis ihm endlich ein besserer Russe, an den er sich in seiner Verzweiflung wendete, die 8 Kopeken auf $^1/_2$ Kopeken herunterrechnete, nämlich für den Zwischenmann selbst. Alle anderen Adressen, von Witte angefangen, schienen eben gefälscht. Auch für unsere Industrie ist es bei Abschlüssen mit dem Auslande wichtig, sich die Person des Vermittlers genau auszuwählen, weil sonst entweder die Unkosten zu groß werden oder auf Kosten der Qualität der Lieferung eingeholt werden müssen.

Die Stellung der Neger in den Vereinigten Staaten.

Von Fregattenkapitän P. Walther.

Durch die Polemik in den Verhandlungen des Reichstags über Stellung und Behandlung der Negerbevölkerung in unseren Kolonien, wird unser Augenmerk unwillkürlich nach den Vereinigten-Staaten gerichtet, die seit Jahrzehnten an der Lösung ihres Neger-Problems arbeiten, ohne zu einem endgültigen Urteil gekommen zu sein. Wenn auch die dortigen Verhältnisse schon allein durch das Ueberwiegen der weißen Bevölkerung ganz verschiedene von den afrikanischen sind, so haben sie doch insofern ein größeres Interesse, als es eine Menge Vergleichspunkte gibt, aus denen sich für die Entwicklung der Negerrassen auch in Afrika Schlüsse ziehen lassen.

Es gibt in den Vereinigten Staaten nach den neuesten Berechnungen ca. 10 Millionen Farbige mit Negerblut; sie machen also fast den achten Teil der Bevölkerung aus. Davon sind etwa 4 Millionen Vollblutneger, von den übrigen 6 Millionen hat der dritte Teil mehr weißes Blut als schwarzes

in den Adern und unterscheidet sich in der Hautfarbe nur wenig von den Südeuropäern. — Das Gros der Negerbevölkerung, über 7 Millionen, sitzt in den 11 Südstaaten, den früheren Sklavenstaaten, wo sie etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachen und, da sie hauptsächlich die Zucker- und Baumwollgegenden bewohnen, ganz unregelmäßig verteilt sind. In einzelnen Staaten wie Virginia, South Carolina, Alabama, Missisippi, bilden sie mit 58 Prozent die Mehrzahl. Im Westen kommen Neger nur in einzelnen Gegenden in größerer Menge vor.

Während der Neger im Süden hauptsächlich Landarbeiter oder Pächter ist und es vielfach zu Wohlhabenheit und einiger Bildung gebracht hat, ist er in den Zentral und Nordstaaten hauptsächlich in den Städten zusammengedrängt. Er nimmt hier die niedrigsten Stellungen ein und hat im allgemeinen durch ungünstige Lebensbedingungen, Krankheiten, insbesondere aber durch Schwindsucht und Ausschweifungen sehr wenig Aussicht auf eine günstige Weiterentwicklung. — Nach dem Gesetz ist er überall dem Weißen gleichgestellt. Seine Gleichberechtigung steht aber vielfach nur auf dem Papier, z. B. wird an vielen Orten im Süden trotz aller Verordnungen kein Neger an die Wahlurnen herangelassen. Die instinktive Abneigung des Weißen hat sich eben mächtiger erwiesen als das Gesetz.

Das Problem der Zulassung von Mischehen und der rechtlichen Stellung der Nachkommen, das uns in unseren Kolonien soviel Kopfschmerzen macht und die spitzfindigsten juristischen Streitfragen gezeitigt hat, ohne bisher gelöst zu sein, existiert in den Vereinigten Staaten nicht mehr.

Volle Gleichberechtigung ist gesetzlich vorhanden, aber trotzdem ist eine Mischung der Rassen mit der Zeit immer seltener geworden. Der Weiße, der sich dazu hergibt, ist von der Gesellschaft sowohl wie vom niederen Volk geächtet, das Los der Kinder ein trauriges, denn auch der geringste Tropfen Negerbluts macht dort den Menschen zum Paria. Das Volk kennt hierin kein Erbarmen, auch wenn der Betreffende ein durchaus gebildeter und rechtlicher Mann ist.

Zurücksetzung und Nichtachtung des Negers gelten eher im Zunehmen als im Schwinden begriffen und sind in den Nordstaaten reichlich so groß wie im Süden, wenn dies äußerlich auch nicht in gleichem Maße in die Erscheinung tritt. So ist in den Nordstaaten, insbesondere in den großen Städten, den Farbigen die Benutzung der öffentlichen Institute und Beförderungsmittel zusammen mit den Weißen gestattet, im Süden hingegen sind sie in allem, im Unterricht, in den Kirchen, in Asylen, Hospitälern, Hotels, Gefängnissen, auf den Eisenbahnen und Straßenbahnen, sowie in allen Arten der Beschäftigung von den Weißen streng getrennt, was mit Chinesen und Indianern bei weitem nicht in gleichem Maße der Fall ist. „Der Neger ist bestimmt, nichts weiter zu sein, als Holzhauer oder Wasserträger.“ Dies ist der Standpunkt und die stehende Redensart, die im Süden über den Neger verbreitet sind.

Zu der allgemeinen Abneigung kommt bei den unteren Klassen der weißen Bevölkerung der Kampf um das tägliche Brot, durch den je nach den verschiedenen Gegenden ganz verschiedenartige und für uns kaum verständliche Verhältnisse geschaffen werden. So sind in den Südstaaten, seitdem nach dort aus Europa und aus dem Norden eine weiße Arbeiterbevölkerung gelenkt wird, Gewaltstreiche und offene Kämpfe zwischen beiden Rassen an der Tagesordnung. Dabei fallen die Interessen der alt eingesessenen weißen Bevölkerung, besonders auf dem Lande, mit denen der Negerbevölkerung vielfach zusammen, sodaß sich zwischen beiden bereits eine Art Bündnis gegen die weißen Eindringlinge angebahnt hat, eine seltene Ironie des Schicksals, wenn man an die Ströme Blut denkt, die vor 45 Jahren geflossen sind, und an das damalige Verhältnis zwischen beiden Parteien.

Ganz anders liegen die Verhältnisse im Norden. Hier ist der Neger der Eindringling. Mit welchen Mitteln sich die Arbeiterbevölkerung seiner Konkurrenz und seines Emporkommens erwehrt, dafür sei folgendes Beispiel angeführt: Im Staate Illinois wurde kürzlich versucht, Neger in größerer Anzahl als industrielle Arbeiter einzuführen. Die Zuwanderung unterblieb, weil der Gouverneur auf Betreiben der Arbeiterverbände sie an der Grenze mit Maschinengewehren zu empfangen

drohte. — Daß in Afrika dort, wo Weiße leben können, dermaleinst auch ähnliche Zustände sich bilden mögen, ist durchaus nicht unwahrscheinlich.

In etwas gemildert wird die grausame Zurückdrängung des Negers durch religiöse und humanitäre Einflüsse. Es gibt große und reich ausgestattete Erziehungs- und Bildungsanstalten, die einen Stamm von farbigen Lehrern und Predigern heranbilden und für die Entwicklung der Negerbevölkerung von großer Bedeutung sind. Der Vorstand der größten derartiger Anstalten, des hauptsächlich von Carnegie unterhaltenen Tuskegee-Institute, ist der berühmte Farbige Brooker Washington, Doktor der Rechte der Harvard Universität. Sein Ziel ist, durch Heiraten der Farbigen untereinander eine neue Rasse erstehen zu lassen, die durch Fleiß, Ehrlichkeit und Reichtum sich die Achtung ihrer weißen Mitbürger erzwingen soll.

Brooker Washington ist auch der einzige Farbige, dem die Ehre zuteil geworden ist, im Weißen Hause empfangen zu werden. Der Vorfall rief einen Sturm der Entrüstung in der Bevölkerung hervor, und dem Präsidenten Roosevelt wurde als eigentlicher Beweggrund zu seiner Handlungsweise vorgeworfen, daß er damit nur die Stimmen der Negerbevölkerung für seine Partei habe gewinnen wollen. Denselben Standpunkt wie Roosevelt nimmt übrigens auch sein Nachfolger Taft ein. Während ersterer vor kurzem von dem Unrecht sprach, das Amerika wieder gut zu machen habe, erklärte letzterer in seiner Antrittsrede am 4. März, daß er gleichwie sein Vorgänger gegenüber den Negern nicht das leiseste Rassenvorurteil kenne.

Die Frage über die Erziehungsfähigkeit des Negers ist, wie bei uns, unendlich oft in den Vereinigten Staaten behandelt und verschieden beantwortet worden. Es sei hier ein besonderes gewichtiges Urteil, nämlich das eines hervorragenden englischen Sachvers ändigen, Sir Harry Johnston, angeführt, der früher in Afrika, teils als hoher Beamter, teils als Forschungsreisender, die Negerrasse studiert hat und gegenwärtig in den Vereinigten Staaten studiert. Derselbe hält selbst den völlig ungebildeten amerikanischen Neger, nur weil er viele Generationen mit Weißen zusammengelebt hat, in jeder Beziehung, körperlich wie geistig, für viel höher stehend als den afrikanischen, auch glaubt er fest an einen möglichen Fortschritt der Rasse. Nichtsdestoweniger gedeiht nach seiner Ansicht der Weiße selbst im Süden der Vereinigten Staaten, außer in den Malaria-Gegenden, im allgemeinen besser und vermehrt sich schneller als der Neger.

Will man aus den amerikanischen Verhältnissen einen Schluß auf unsere Kolonien ziehen, so ist es der, daß das Problem weniger durch Theorien, philantropische Bestrebungen und allgemeine Rechtsgrundsätze gelöst werden wird, als durch die Macht der Tatsachen, wie die Lebensmöglichkeit der Weißen, die wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse in den verschiedenen Gegenden. Es wird demnach in Südwestafrika und auf dem Hochlande Ostafrikas anders gelöst werden als in rein tropischem Klima. Ueberall aber liegt es im allgemeinen menschlichen, wie in unserem eigenen Interesse, wenn wir das Niveau des Negers durch Kirche und Schule nach Möglichkeit zu heben suchen. — Daß er sich selbst überlassen nicht kulturfähig ist und in diesem Zustande wirtschaftlich weder als Produzent noch als Konsument in Betracht kommt, haben die Verhältnisse in Haiti, Liberia und in der englischen Kolonie Sierra Leone zur Genüge erwiesen.

Englands Nahrungsmittelzufuhr.

Von Otto Corbach.

Im Jahre 1851 kamen in England und Wales auf 1000 Personen 106, die in der Landwirtschaft tätig waren, gewiß schon nicht mehr viel, aber 1901 waren es nur noch 30 vom Tausend. Dem entsprach natürlich ein unaufhaltsamer Rückgang in den Erträgen der englischen Landwirtschaft und eine ebenso unaufhaltsame Zunahme der Einfuhr ausländischen Getreides. In dem Zeitraume von 1861 bis 1865 führte England im Durchschnitt jährlich 35 Millionen Zentner Weizen ein. Vierzig Jahre später, im Jahrfünft 1901—1905, betrug die Einfuhr fast 112 Millionen Zentner. Die englische Bevölkerung vermehrte sich in diesen 40 Jahren von 29 auf 42 Millionen, nahm also um 45 Proz. zu, während die Steigerung der Weizen-

einfuhr von 35 auf 112 Millionen Zentner einen Prozentsatz von 222 ergibt. Am raschesten ging es in den letzten Jahren mit der englischen Landwirtschaft bergab. Während 1888 immerhin noch ein Drittel der englischen Bevölkerung mit einheimischem Getreide versorgt werden konnte, war dies 1906 nur noch bei einem Fünftel möglich, so daß heute die gesamte Weizenerzeugung des Vereinigten Königreichs nicht einmal mehr für Schottland und Irland ausreichten, so daß die gesamte Bevölkerung von England mit Wales von ausländischer Zufuhr abhängig ist. Es liegt auf der Hand, daß dieser Umstand das Land in einem Kriege in eine schwierige Lage bringen müßte, aber schon in Friedenszeiten ergeben sich daraus mancherlei Uebelstände. Man denke nur an das plötzliche Emporschnellen der Getreidepreise vor zwei Jahren infolge einer unzulänglichen Welternte. Dann ist es ja nicht Getreide allein, was England an Nahrungsstoffen in großen Mengen einführen muß. Es gehört dazu auch Fleisch, und in dieser Hinsicht ist England von den Vereinigten Staaten so abhängig geworden, daß die Fleischpreise im Vereinigten Königreich von Kapitalisten, die in Chicago sitzen, kontrolliert, wenn nicht diktiert werden. Auf dem Fleisch, das in England gegessen wird, ruht also gewissermaßen ein hoher Zoll zugunsten der nordamerikanischen Union. Für ein Reich wie Großbritannien ist das eigentlich ein unwürdiger Zustand, aber man bewegt sich schon zu lange auf der schiefen Ebene, als daß selbst eine großzügige Tarifreform mehr als eine bremsende Wirkung auszuüben vermöchte.

Unser Wissen ist Stückwerk.

Von Johannes W. Harnisch.

Manchmal begegnen einem doch sehr nachdenkliche Dinge...

Sitze ich da jüngst allein zu Hause, als es klingelt. Ich gehe öffnen und finde einen jungen Mann vor, der etwas von Missionszwecken murmelt. Ich habe nun zwar für Missionszwecke sehr wenig übrig; aber, wie man nun einmal ist, ich greife in die Tasche, hole zwanzig Pfennig heraus und erhalte außer dem Wunsche, daß der Herr mich segnen möge, ein Blättchen ausgehändigt. Ich nehme es mit hinein; als ich es mir näher ansehe, ist es eins für innere Mission. „Wöchentlich erscheinendes Werbeblatt für entschiedenes Christentum.“ Die üblichen Kolportagetitel über den einzelnen Betrachtungen: „Aus Finsternis zum Licht“, „Wasser ein Zauberer“, „Das Ende vom Liede“, „Zu spät“. Die Bibellesetafel gewann zunächst meine Aufmerksamkeit. Das Thema der Woche war: „Völlige Enthaltsamkeit“, was sich sowohl auf des Fleisches Lüste, als auch auf den Dämon Alkohol bezog. Sie wurde verlangt: am Montag, um des Staates willen; am Dienstag, um des Beispieles der Nasiräer willen; am Mittwoch, um die Lüste zu verleugnen u. s. f. Und dann las ich die Betrachtung „Das Ende vom Liede“. Sie handelt von einem jungen Mann, der einen Geldbriefträger erschlagen hat.

„...Er war erst einundzwanzig Jahre alt. Und schon ein Mörder! ‚Wilhelm‘, fragte ich ihn, ‚wie kamen Sie denn auf diesen abschüssigen Weg?‘ ‚Durch schlechte Lektüre‘, antwortete er, ‚Nietzsche hat mich verdorben.‘ O diese Seelenmörder, diese Volksvergifter! ... Wilhelm war ein gelehriger Schüler Nietzsches gewesen. Er hatte es gut begriffen, daß es ‚Herrenmenschen‘ und ‚Herdenmenschen‘ gibt... Jedesmal, wenn ich Knaben vor den Schaufenstern der Buchhandlungen sehe, die da die zweifelhaften Büchertitel studieren und die Titelbilder besehen,“ dann muß der Betrachter an diesen hoffnungsvollen Nietzschejünger denken.

Das las ich. Erst lachte ich, dann ärgerte ich mich, dann wurde ich nachdenklich. Gewiß, dieser positive Christ, der sicherlich die Geschichte hier nie erlebt hat und der Nietzsche für so einen Nick Karter-Autor zu halten scheint, ist sehr komisch. Und diese Art, für positives Christentum zu werben, kann einen einigermaßen verdrießen. Aber das ist doch schließlich nicht die Hauptsache dabei.

Ich sagte mir: Solche Menschen laufen nun in der Welt herum, wohnen in derselben Stadt wie ich, sitzen in der Elektrischen neben mir, denen derartige Betrachtungen erbauend sind. Gebildete Leute sogar. Der Herausgeber ist mit dem Doktortitel geziert. Und man steht ihren Seelenäußerungen so verständnislos gegenüber, wie denen von Botokuden. Was sind das eigent-

lich für Menschen? Und ich bemühte mich, allen geistigen Hochmut auszuschalten und mir über die seelische Struktur derartiger Menschen ins Klare zu kommen. Brauche ich zu versichern, daß es mir nicht gelang?

Und dann spann sich der Gedanke weiter. Die Heilsarmee. Offenbar Leute von einer ganz ähnlichen Seelenstruktur. In diese einzudringen habe ich mich einmal bemüht. Erfolglos. Die Sensationen ihrer Radaufrömmigkeit waren mir weiter nichts als eine Beleidigung des Geschmacks. Botokuden. Oder man kann ebensogut auch sagen, daß ich ihnen gegenüberstand, wie der Botokude einer Faustaufführung gegenüberstehen würde. Nur das Aeußere war mir zugänglich. Von dem Geiste der Sache verspürte ich nicht den leisesten Hauch. Und ganz offenbar muß doch etwas Geistiges da sein. Viele der Anhänger mögen meinetwegen Heuchler sein. — Ich glaube es noch nicht einmal; vermutlich sind unter den Faust- oder Wagnerbekennern erheblich mehr Heuchler, als unter den Hallelujahleuten. — Auf jeden Fall muß aber doch den Führern der Bewegung etwas Geistiges in diesen unverständlichen Zeremonien, Selbsterniedrigungen, Grotesken stecken. Und an dieses Geistige komme ich nicht heran. Beschwöre ich die Erinnerung an die Jahre kurz vor der Pubertät, dann finde ich zur Not in der exaltierten Frömmigkeit des Kindes noch einige Berührungspunkte für die gestrengen Herren vom positiven Christentume. Zu der Radaufrömmigkeit der Heilsarmee und all der ähnlich gerichteten Sekten, von denen ich kaum den Namen einmal gehört habe, führt auch aus dem Kinderlande kein Steg hinüber. Diese Menschen leben und weben mitten unter uns. Und wir haben von ihrem Sein nicht die mindeste Ahnung. Natürlich, man könnte sich mehr Kenntnis von ihnen verschaffen, als man gemeinhin von ihnen besitzt. Aber all diese Kenntnis würde nichts nützen. Man würde in ihr Inneres doch nicht hineindringen. Immer wieder stände man vor einer verschlossenen Pforte, hinter der sehr seltsame Mysterien vorgehen; die zu öffnen man aber keinen Schlüssel besitzt. Wenn ich hundert Heilsarmeeversammlungen besuchte, ihre gesamte Literatur durcharbeitete — ich würde doch noch immer mit der gleichen Verständnislosigkeit diesem Phänomen gegenüberstehen, dessen Gesetze ich noch so genau kennen würde.

Unser Wissen ist eben Stückwerk.

Und mit diesem Stückwerk von Wissen gehen wir nun ans Werk, die Fragen des Völkerlebens zu lösen. Treiben wir Politik. Woher nehmen wir eigentlich den Mut dazu? Gewiß, die anderen wissen vermutlich noch weniger. Es ist im allgemeinen anzunehmen, daß ein Mann, der Nietzsche als Verfasser von verderblichen Jugendschriften wertet, weniger allgemeine Bildung besitzt, als ich. Aber was will das im Grunde besagen? Er antwortet mir, daß es nur eine erstrebenswerte Kenntnis gibt, und das sei die des Wortes des Herrn und seiner Verkünder. In diesen Kenntnissen ist er mir ganz zweifellos über. Woher weiß ich denn nun, daß ich recht habe und der Mann unrecht hat?

Und selbst, wenn ich wirklich mir beweisen könnte, daß ich im Rechte bin — auch dann bleibt die Sache eigentlich so ziemlich die gleiche. Es steht doch nun einmal fest, daß ich hier Menschen gegenüber stehe, von deren Innern ich nur ein ganz äußerliches Wissen habe. Wenn ich aber Politiker bin und mich mühe, den Staat, soweit meine Kraft reicht, im Sinne des von mir für richtig Gehaltenen zu modeln, dann greife ich doch mitten in das Seelenleben dieser mir unverständlichen Menschen hinein. Und wenn ich ihnen alle Freiheit lasse — ihnen ist vielleicht die Gebundenheit inneres Bedürfnis. Ich erstrebe ein parlamentarisches Regime. Sie halten meinetwegen den Absolutismus für die einzige gottgewollte Regierungsform. Und die Beispiele lassen sich häufen, ohne daß man überhaupt auf das kirchliche Gebiet kommt, auf dem sich unsere Ansichten naturgemäß starr gegenüberstehen.

Gewiß, ich weiß: man kann auf solche Bedenklichkeiten keine Rücksicht nehmen. Als Politiker tue ich's natürlich auch nicht. Aber es ist doch eigentlich erstaunlich, daß da tiefe Probleme liegen, auf die man nur gelegentlich einmal stößt, wenn man nichts ahnend seiner Straße wandert. Und noch ungleich erstaunlicher, daß wir für diese Probleme die Antwort stets fertig parat haben. Genau, wie mein positiver Mann die Antwort auf die Frage nach dem Werte von Nietzsche oder auch nach dem anderer heidnischer Schriftsteller,

wie ich zum Beispiel einer bin, stets fertig parat hat. „Sie sind ein Greuel.“ Schön. Und ich sage, ohne weiter nachdenken zu müssen: „Das sind Zurückgebliebene.“

Dogmengläubig sind wir genau so gut wie jene. Nur daß unter unseren Dogmen sich auch das findet, daß man keine Dogmen haben dürfe. Was den Fall nicht sonderlich klärt. Dogmengläubig. Da unser Wissen nun einmal solch Stückwerk ist, werden wir die Dogmen und die gewisse Unbekümmertheit um die nicht gekannten Stücke wohl nötig haben, um mit dem Leben überhaupt irgendwie fertig zu werden. Dogmen bleiben's darum doch. Und im Hintergrunde schlummern Probleme, denen wir waffenlos gegenüberstehen...

Eine neue Oper von Mozart.

Von Hofkapellmeister
Dr. Georg Goehler.

„Die Dame Kobold“ heißt eine dreiaktige komische Oper von Mozart, die demnächst das Rampen-Licht erblicken soll. Der glückliche Entdecker dieser kostbaren Novität ist Carl Scheidemantel, der Dresdener Kammersänger. Es ist ihm mit seinem Künstler-Scharfsinn und seinem gesunden Menschen-Verstand, mit seinem launigen Humor und seiner jugendfrischen Phantasie gelungen nachzuweisen, daß Mozart alle die Arien, Duetten, Terzetten und Finales, die man manchmal zu dem unbrauchbaren Libretto „Così fan tutte“ singen hört, in Wahrheit zu einer charmanten, von Witz und Laune sprühenden, an tollen Verwicklungen und dramatischen Spannungen reichen Umdichtung des Lustspiels von „Pedro Calderon de la Barca“ komponiert hat. Der Umdichter Calderons, der ein eminent feiner Musiker und Tausendkünstler ist, heißt ebenfalls Carl Scheidemantel. Bei Breitkopf & Härtel wird diese Mozart-Novität im Klavier-Auszug veröffentlicht. Sie wird sicher den Ruhm des Dresdner Kammersängers auf einem ganz neuen Gebiete begründen und dauernd erhalten. Den deutschen Bühnen allen aber gratulieren wir herzlichst zu diesem Geschenk eines ihrer besten Künstler!

Sexuelle Aufklärung.

Von Dr. Karl Wilker.

Es ist nicht erst ein Verlangen des 20. Jahrhunderts, was man unter dem Ruf „sexuelle Aufklärung“ für die Jugend heute verlangt. Es ist vielmehr ein Gewordenes, zeitweilig Vergessenes. Rousseau kennt es: dem fragenden Kind sage alles — oder gar nichts; aber alles wahr. Diese Worte sind ganz einfach, vollkommen klar ..... und finden sich im „Emile“. Gleichzeitig machte man im Dessauer Philanthropin die großzügigsten Aufklärungsversuche: man sprach zu zehnjährigen Kindern über die Zeugung, die Geburt des Menschen womöglich noch unter Vorführung von den drastischsten „Illustrationen“.

Man muß sich über diese Anfänge sexueller Aufklärung klar sein, um verstehen zu können, was wir beginnen müssen. Beginnen: denn der Realismus (wenn man so will) der Philanthropisten führte einen Kampf gegen die ganze sexuelle Erziehung herbei, unter dem wir noch zu leiden haben. Prüderie, Schamhaftigkeit werden unseren kleinsten Erdenbürgern eingeimpft: du darfst nicht nackt sein, darfst nichts wissen von Deinem Geschlecht; komm her und laß dir die allverhüllenden Mäntelchen umhängen, die wir sorglich für Dich bereitet haben! Jawohl — und wenn dann die große Frage kommt nach dem Woher, Woraus, Warum, dann tauchen die Klapperstorch-Variationen auf. Bis die heilige Menschenwerdung durch das heimliche Trivialisieren von „wissenden“ Gefährten gemein gemacht wird. Schlüpfrig, wohl hie und da mit Schrecken und Furcht. Und niemand kümmert sich drum. (Die Eltern: uns ist's nicht anders klar geworden, und wir sind doch tüchtige Menschen.) Bis jetzt wenigstens.

Doch daß ein neuer Geist die sexuelle Erziehung beseelen wird, bezeugt dieses Menschwerdungsbuch: „Am Lebensquell“ (ein Hausbuch zur geschlechtlichen Erziehung, herausgegeben vom Dürerbund, verlegt bei Alexander Köhler in Dresden 1909). Es hat nicht einen Verfasser. Sondern viele. Es ist eine Niederschrift dessen, was von Lebensringern in jahrelangem Kampf errungen wurde. Es ist Wahrheit. Man könnte Namen nennen, die

jeder kennt: Hedwig Bleuler-Waser, Henriette Fürth, Elsbeth Krukenberg, Konrad Agahd, Arne Garborg, Rudolf Penzig, Wilhelm Schwaner, Ernst Weber . . . . . Andere, von denen sich was erwarten läßt. Gewiß kein unfehlbares Buch. Aber durchdrungen vom Leben. Oftmals ein Labyrinth von Meinungen, aber alle auf das Eine gerichtet: das Menschwerden soll dem Kinde ein Heiliges sein und bleiben.

Das Wie: im allgemeinen ist zunächst an die Stelle des Realismus ein ästhetisches Moment getreten, oder besser an die Stelle des Intellektualismus der Voluntarismus, die Gefühls- und Willensbildung. Das Geschlechtliche (in seiner reinen Form natürlich!) ist das Gute, das Schöne, das Göttliche. Künstlerisch ist es aufzufassen. Nicht geistlich-moralisch-medizinisch. Deshalb: die sexuelle Erziehung darf nicht zu einer Massenerziehung werden, sie muß streng individualistisch sein. Was jedoch nicht ausschließt, daß sie in der Schule erfolgen kann, wenn die Not es erheischt. Nur keine Lehrplanmäßigkeit! Aber besser ist's schon: die Eltern tun ihre Pflicht. Und da traut man der Mutter meistens das feinere Gefühl zu, den sicheren Takt, die verstehende Weichheit. Nur müssen wir verlangen: schafft uns Mütter. Denn was heute als Mutter fungiert, existiert noch zum allerwenigsten für Kinder! Weiter: möglichst früh soll das Kind wissen, daß seine Mutter es zum Leben trug, um fremde Einflüsse auszuschließen. Freilich: bald wußte ein Kind mit zwei Jahren schon von seinem Leben im Mutterschoß, bald weiß es die werdende Frau noch nicht. Individualismus! Bald ist's eine feine Geschichte, bald ein Plaudern über Pflanzen und Tiere; bald ist's auch das ganz Selbstverständliche, das die gesamte Erziehung beherrschte. Der eine spricht von der Geburt, der andere von der Empfängnis, wieder ein anderer singt das hohe Lied der Liebe. Aber sie alle wissen, daß das Asketentum das Unreine ist. Eine gewaltige zukunftsfrohe Sinnenfreudigkeit soll das Menschsein verschönen!

Zweierlei erwarte ich von diesem Buch: zum ersten, daß es ein Elternbuch wird; daß es zeigt, wie Eltern ihre Kinder zu Menschen zu bilden haben; daß es den alten Wahn von dem unreinen Nackten niederzwingt; daß es lehrt, wie die Liebe vom Manne zum Weib und vom Weibe zum Mann das Ewige und Erhaltende, das Göttliche ist. — Und zum andern: daß es ein Kulturdokument wird, auf das spätere Generationen zurückgreifen müssen, um den ganzen Kampf um die sexuelle Frage richtig zu verstehen, um kennen zu lernen, wie die Menschen aufwuchsen, denen doppelte Moral zum Natürlichen, freie und starke Liebe nur zu oft zum Unnatürlichen wurde und wird.

Noch einmal: eine zukunftsfrohe Sinnenfreudigkeit will die Menschen ergreifen!

Die Besessenen.

Von Hans Benzmann.

Das letzte Novellenbuch „Die Besessenen" von Hanns Heinz Ewers (Verlag von Georg Müller, München) möchte ich in seiner Gesamtwirkung nicht so hoch einschätzen wie das frühere „Das Grauen", ich habe vielmehr den Eindruck, als ob dies Buch einen schwächeren Nachtrag zu jener Sammlung bildete. Sollte in dieser — ich möchte sagen — instinktiven Bewertung, die nur von Gefallen und Weniger-Gefallen spricht, ohne zunächst das Urteil zu begründen, nicht eine Enttäuschung zum Ausdruck kommen, die eine wirklich geniale Kunst — wie z. B. die Poe's — nie oder nur ganz selten hinterläßt? Wohl hat sich Ewers aus merkwürdig dilettantenhaften Anfängen heraus zu einem phantasievollen und geistreichen Dichter, zu einem originellen Charakter entwickelt. Aber auch heute wird ihm das Ereignis, der Einfall, die Idee nicht immer Kunst; dem grausigen oder geistvollen Motiv zuliebe scheint er oft das Beste — das künstlerische Empfinden — zu opfern. Er weiß noch nicht sicher auf des Messers Schneide zu wandeln, oder aber es entspricht seinen Absichten, daß sich ungeniert Kunst neben dem rohen Stoff, der nicht Kunst geworden ist oder niemals Kunst werden kann, präsentiert. Er überspannt seine Motive (vgl. „Die blauen Indianer") oder es gelingt ihm nicht, sie psychologisch zu meistern (vgl. „Der Tod des Barons Jesus Maria v. Friedel" — in dieser gewiß geistvoll erdachten

Tagebuchnovelle, die übrigens in Einzelpartien des Dichters reiche Begabung deutlich erkennen läßt, ist das Motiv von der doppeltgeschlechtlichen Seele weder Leben noch Kunst geworden). Am höchsten möchte ich die Erzählung „Der Spielkasten" einschätzen, die man Poe zuschreiben könnte. Die gespensterhafte erotische Novelle „Die Spinne" ist ebenfalls ungemein subtil — trotz des gefährlichen, psychologisch und künstlerisch gefährlichen — Motivs durchgeführt. „Der letzte Wille der Stanislawa d'Asp" — ein Blender, wirksam in Einzelheiten, verfehlt in dem unglaublichen Endeffekt.

Landhäuser.

Im Anschluß an die Illustrationen zu Paul Westheims Artikel „Berliner Vorortbauten" im 19. Heft geben wir diesmal abermals vier Abbildungen von Landhäusern in der Umgebung Berlins, die besonders gelungene künstlerische Lösungen zeigen. Aus der vornehmen Springerschen Villa, die Alfred Messel in Wannsee erbaut hat, und deren behaglich umsponnene Muschelkalk-Fassade wir voriges Mal gezeigt haben, geben wir diesmal die feierliche und doch so gemütlich-holzgetäfelte Diele wieder. Umgekehrt ist diesmal die helle, freundlich grüßende Front des Muthesius-Hauses zu sehen, das sich der Künstler selbst in Nikolassee erbaut hat, und dessen Inneres wir jüngst abgebildet haben. Dazu kommt das stattliche Haus Sultan von Richard Riemerschmidt in Grunewald, und die schöne, reich gegliederte Villa des Herrn Geheimen Sanitätsrats Dr. Schmidtlein, die der Erbauer des Berliner Kammerspielhauses William Müller, einer der selbständigsten Schüler Alfred Messels, in Zehlendorf-Beerenstraße aufgestellt hat.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.